aber haben die Chinesen ihre Idee des Hundekönigreichs an nördlichen und nordwestlichen Nachbarn entwickelt und später auf die südlichen und südwestlichen Randvölker (~ die von ihnen an den Rand der chinesischen Welt verdrängten Völker) erfolgreich übertragen, wie ich im 2. Band darlege. Das Reich der Hundeköpfigen konnte bislang nur mythologisch rekonstruiert und lokalisiert werden, die extrem reflektierte archäologische Methode Sandra Olsens macht es nun möglich, dieses Reich auch mit archäologischen Mitteln zu beglaubigen. Dabei ist die Erkenntnis, dass die Chinesen dieses Hundereich zwar mit einem südlichen Wort bezeichnen, aber für ihre nördlichen Nachbarn entwickelt haben, sehr hilfreich. Denn sie lässt sich nun auf die o.g. Völker beziehen, deren Heimatregion vor ihrem Auszug in die große, weite Welt einst Zentralasien war mit Ausläufern bis in die europäische Steppe nördlich des Schwarzen Meeres.

Die Analytiker von Mythen und die Archäologen können also erfolgreich zusammenarbeiten: Denn die archäologische Erkenntnis, dass Hundeteile (Schädel, Halswirbelsäule und Vordergliedmaßen) mit dem Fell, also zusammenhängend, rituell deponiert wurden, findet ihr komplementäres Gegenstück, aber auch ihre Erklärung in der Existenz von Kriegern, die sich zur Steigerung ihrer Kräfte eine Hundsfellkappe (~ die Etymologie der griechischen Bezeichnung für den späteren metallenen Helm) aufsetzen, die Vorderbeine um den Hals binden und die Rute als Kleidungs- und Rückenfortsatz tragen. Natürlich wird man nicht jedes so strukturierte Deponat als Indiz für ein Königreich der Hundeköpfigen und der Amazonen und den Hundestammvaterglauben interpretieren können. Wo aber gleichzeitig durch mythologische Analyse ohnehin diese Phänomene lokalisiert sind und die dortigen archäologischen Befunde entsprechende Deponate aufweisen, da ist der partielle Schluss auf die Mentalität der Träger dieser Kulturen legitim. Wem diese Zusammenarbeit zwischen Archäologie und Mythologie noch zu nebulös ist, der wird vielleicht von einem anderen Ansatz überzeugt, den Olsen ebenfalls an den Botai-Hunden entwickelt: Die Vermessungen der Botai-Hundereste (im Folgenden verkürzt: Botai) erlauben den Vergleich mit der heutigen samoyedischen Hunderasse, weil die Botai den Samoyeden in Widerristhöhe und Kopfstruktur ähneln: Der Vergleich impliziert keineswegs, dass die Botai Samoyeden waren, aber erst durch den Vergleich der Botai mit einer lebenden Rasse wird ihr Potential in Tempo, Ausdauer und anderen Eigenschaften deutlich - auch die Geschichte der Samoyeden (auch Nentsy genannt) und die Art, wie sie ihre Hunde nutz(t)en, lässt Rückschlüsse auf die Verwendung der Botai zu. Und obwohl es eine sehr haarige Angelegenheit ist, von Skelettresten auf Felltextur, -länge und -farbe zu schließen, weist der Samoyede Eigenschaften auf, die auf den Botai rückübertragen werden können. Differenzen und Divergenzen werden in den Tafeln deutlich, die Olsen ihrer Veröffentlichung beigefügt hat und keineswegs verschweigt: Geringfügige Unterschiede gibt es in den Kopfdimensionen, und Olsen listet sie alle akribisch auf, sie sind aber so klein, dass man sie vernachlässigen kann, wie die Leser an den Tabellen (> 608) selbst nachvollziehen können. Erwähnenswert ist für unsere Belange, dass analog zum Shiba Inu und seinem Jomon-Vorläufer bei den Botai der Stop etwas weniger betont ist als beim Samoyeden und dass quasi zum Ausgleich der Schädel des Botai etwas breiter ist. Insgesamt machen die Botaischädel einen etwas robusteren Eindruck, wie auch die Hals- und Kaumuskulatur stärker entwickelt war. Die Botai waren insgesamt schwerer gebaut, obwohl ihre Schrittlänge höchstwahrscheinlich gleich war mit der des Samoyeden, wie die Länge der Gliedmaßen suggeriert. Insgesamt war die Knochensubstanz aber stärker ausgeprägt beim Botai, was sich über den Robustheits-Index (~ der geringste Schaftdurchmesser der Laufknochen ~ SD (> Tafel 6) wird dividiert durch die größte Laufknochenlänge ~ GL (> Tafel 6), das Ergebnis wird mit 100



Die Kopfstruktur des Botai-Hundes 15 ist betont dreieckig. Das Maß stellt 5 cm dar. In: S. Olsen, 76, Fig. 4.

More.	Botai	Betai	Becai	Samoyed M	Samoyed M	Samoyed F	Samoyed F	Samoyed I
Code	3	5	8	61408	59935	59936	59585	59583
1		192		181.6	183.7	178	168	175
7		101		86.6	86.5	85.5	81	81.2
		96		94.3	94	94.5	85.8	88.6
9		108		108.5	111.4	105.8	98	106
17		53.8		50.3	48.2	49	45.8	46.6
22		24.2	29.2	21.8	21.8	22.4	22	21.9
23		75.4	81.2	60.8	61	59.3	57.9	59.6
25	50	44,3	46.6	37	38.7	37.3	34.7	36.8
26		60	66	50.5	53.6	52.2	48.6	48.3
27	24.1	21.7	23	20.3	21	21.3	19.6	20.1
23		18.5	16.3	17.6	16.2	15	15	16.7
29		54.6		52.4	54.8	55.9	55.5	53.6
32		59.4		52.6	52	46.8	48.7	48.5
33		39		37.4	36.3	35.5	36.2	34
38		67.3	66.4	64.8	69.7	70.2	66	65.8
40		53.7	54	50.6	50.8	47.3	44.6	47.5
P4/ C/B		10.7	i.	9.9	9.3	9.1	10.1	8.9
P4/1.		18.2	1	18.3	17.7	17.1	17.3	18.1

Table 4. Cranial measurements (mm) of Botai dogs and modern Samoyeds. M=male; F=female.Measurement codes from von den Driesch (1976): 1. Total length; 7. Upper neurocranium length; 8. Viscerocranium length; 9. Facial length; 17. Length of premolar row (buccal); 22. Greatest diameter of auditory bulla; 23. Greatest mastoid breadth; 25. Greatest breadth of occipital condyles; 26. Greatest breadth of bases of paroccipital processes; 27. Greatest breadth of foramen magnum; 28. Height of foramen magnum; 29. Greatest neurocranium breadth; 32. Frontal breadth; 33. Least breadth between orbits; 38. Stall height; 40. Height of occipital triangle; P4 GB. Greatest breadth of upper fourth premolar; P4 L. Greatest length of upper fourth premolar.

Die Messergebnisse von Botai- und Samoyedenschädeln. In: Olsen, 82, Tafel 4.

Element	Meas.	Botai	Botai	Botai	Botai	Botai	Botai	Samoyed
	Code	3	5	9	14	15	Average	Average
Atlas	GL	47.8	41.7	39.3	39.2	41.4	41.9	38
	GB	76.3	86	82	72.9	84.3	80.3	74.6
	BFcr	37.6	33.3	30.9	41	31.3	34.8	38.2
Axis	LaPa		55			55	55	54
	н		41.1	39		44	41.4	37
Sacrum	GL					43.1	43.1	34.9
	GB			48		45.6	46.8	45.1
	PL					37.8	37.8	34.5

Table 5. Axial measurements (mm) of Botai dogs and the average of the five modern Samoyeds. Measurement codes from von den Driesch (1976): GL: Greatest length; GB: Greatest breadth; BFcr: Greatest breadth of cranial articular surface; LaPa: Greatest length of arch; H: Greatest height; PL: Physiological length.

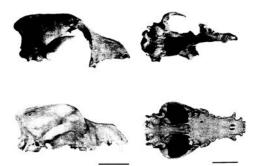
Axiale Messergebnisse in mm von Botaihunden und der Durchschnitt von fünf modernen Samoyeden. In: Olsen, 83, Tafel 5.

Element	Meas.	Botai	Botai	Botal	Botai	Botai	Botai	Samoyed
	Code	2	5	6	9	15	Average	Average
Scapula	HS			13.7			13.7	13.5
	SLC		31.4		27.5	27	28.6	23.5
	GLP		34.4	34.2	29.3	29.9	31.9	28.3
	LG		35	34.5	29.6	25.7	31.2	24.7
	BG	-	21	22.1	18.5	18.4	20	17.1
Humerus	GL1					148	148	154.9
	GLC					143	143	152.4
	DP	39.1	43	44.5		39.5	41.5	38.2
	SD	15.2	14.3	15	13.1	12.9	14.1	11.5
	BD		27.5	27	21.6	32.8	27.2	32.9
	BT					22	22	24.6
Radius	GL					150	150	154.6
	BP	21.6	20.3	20		17.6	19.9	16.9
	SD	16.1	13.9	14.7		12.7	14.3	12.4
	BD		21.7	20.5		24.1	22.1	23.5
Ulna	GL				100	177	177	184.5
	DPA		27.3	29.1		25.1	27.2	25.3
	SDO		24.2	24.9		21.7	23.6	18.8
	BPC	18	20	20		17.7	18.9	16.8
Innominate	GL				118.7	147	133	143.1
Femur	GL					160	160	168.9
	BP	8				36.7	36.7	36.6
	DC		21.1	21.1		18.8	20.3	17.6
	SD		14.8		13.5	13	13.8	11.8
	BD		34.4		30	30.8	31.7	31.5
Tibia	BP		36.5	35	32.1		34.5	34.1
	SD	15.2	14.3	15.8	13.2	12.9	14.3	11.8
	BD	26.8	24.5	24.4	22.1	22.4	24	23.3
Astragalus	GL	34.3	28.6	31.6	31.4		31.5	27
Calcaneus	GL	55.5		47.5	43	42.5	47.1	44.1
	GB	20.9		20	17.8	18.3	19.2	17.2

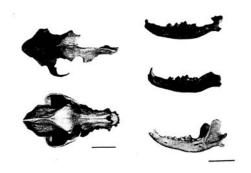
Table 6. Appendicular measurements (mm) of Botai dogs and the average of the five modern Samoyeds. Measurement codes from von den Driesch (1976): HS: Height along spine (scapula); SLC: Smallest length of neck (scapula); GLP: Greatest length of glenoid process (scapula); LG: Length of glenoid cavity (scapula); BG: Breadth of glenoid cavity (scapula); GLI: Greatest length of lateral part (humerus); GLC: Greatest length prom caput or head (humerus); GL: Greatest length; DP: Depth of proximal end; SD: Smallest breadth of diaphysis; BD: Greatest breadth of distal end; BT: Greatest breadth of trochlea; DPA: Depth across Processus anconaeus (ulna); SDO: Smallest depth of olecranon (ulna); BPC: Greatest breadth of proximal articular surface (ulna).

Längen- und Breitenmaße verschiedener Laufknochen inkl. Schulterblatt der Botaihunde, zum Vergleich durchschnittliche Samoyedenergebnisse. In: Olsen, 83, Tafel 6.

multipliziert) in Prozenten ausdrücken lässt: Der Botai war um 20% robuster gebaut als der heutige Samoyede, der mit 20 bis 30 kg Gewicht für Rüden und 17 bis 25 kg für Hündinnen am unteren Ende der arktischen Hunde einzuordnen ist. Grazilere Hunde oder Hunde mit längeren Gliedmaßen haben weniger Heizkapazität und sind deshalb für sub- und arktisches Klima nicht geeignet: Innerhalb der Grundvarietät pes/perro/pek erfolgt also eine Differenzierung durch Anpassung ans Biotop. Der Botai war wohl nicht besonders schnell (Jagd auf Wildpferde war wohl nur mit der wölfischen Relaismethode möglich; eher wurden andere Wildtiere zu Pferd und mit Hunden gejagt, wie es später in der eurasischen



Links: Schädelprofil des Botaihundes 5 und eines Samoyeden-Rüden; rechts: Untersicht der Schädel der beiden Hunde - das Maß stellt 5 cm dar. In: Olsen, 84, Fig. 8 & 10.



Links: Schädel des Botaihundes 5 und des Samoyeden-Rüden in der Draufsicht; rechts: Kieferknochen der beiden Hunde - das Maß stellt 5 cm dar. In: Olsen, 84, Fig. 9 & 11.

Steppe zur Tradition wird > II) und ist auch in dieser Hinsicht mit besonders schweren Samoyeden vergleichbar, vielleicht war der Botai auch noch etwas schwerer. Er war a well-adapted compromise (Olsen, 85) mit dem sibirischen Winter. Die Schulterhöhe des Botaihundes 15 lag mit 49,4 cm im oberen Bereich der Samoyeden, die nicht auf Geschlechtsdivergenz gezüchtet werden, da die paarweise Verwendung von Rüde und Hündin die Schlittenfahrt ruhiger und die Schrittweite der Gespannhunde gleicher macht. Vergleicht man die Schädeldimension eines Hundes, den man in Grime's Graves (England) gefunden und auf -2.280 bis -2.450 datieren konnte, hinsichtlich des Stops mit Botai und Samoyede, dann passt dieser 52,1 cm große Hund eher zu den Botai, denn der Stop des englischen Hundes war noch geringer ausgeprägt als beim Botai im Gegensatz zum modernen Samoyeden (Olsen, 86). Im Gegenzug ist der englische Hund in Bezug auf die Dimension der Wangenknochen und der Stirnbreite eher mit dem modernen Samoyeden zu vergleichen. Der Grime's-Graves-Hund ist höher und leichter gebaut als der durchschnittliche Botai und war deshalb wahrscheinlich schneller, aber weniger kräftig, er entsprach eher der Basisrasse pes/perro/pek.

Da bei den Botai keine Verletzungen durch Unfälle festgestellt wurden, kann man die Jagd auf Wildpferde oder das Hüten oder Beschützen domestizierter Pferde als ihre Hauptfunktion eigentlich ausschließen. Es liegt näher, ihnen eine Verwendung als Schlittenhund, der im Winter die Arbeit der Pferde übernimmt, zu unterstellen, wozu auch die stark entwickelte Halsmuskulatur und die Exostose (~ sich von der Knochenoberfläche aus entwickelnder knöcherner Zapfen) passen könnte, die man an der Elle des Botaihundes 5 und am Fersenbein des Botai 15 diagnostiziert hat (beide Hunde waren älter als 18 Monate). Der Vergleich zwischen archäologischen Funden und modernen Hunden, die für ein gleiches Biotop und vermutlich ähnliche Aufgaben gezüchtet sind, hat sowohl Erkenntnisse über die modernen wie die archaischen Hunde gebracht. Und so ist es gar nicht abwegig, in den Botaihunden die Vorläufer der Samoyeden zu sehen. Allgemein gilt die Erkenntnis, dass man selbst mit kleinen Befunden Aussagen über prähistorisches Verhalten machen kann. Hätte die Archäozoologie früher diese Kehrtwende vollzogen, wären zahlreiche Funde von Hundeknochen sorgfältiger und wesentlich differenzierter analysiert worden hinsichtlich der alltäglichen und rituellen Funktionen dieses ältesten Gefährten der Menschen. Gleiches gilt für die Auffassungen, die über die Domestikation im Schwange waren und die ich jetzt Revue passieren lasse.

Traditionelle und unkonventionelle Motive zur Domestikation

Was ist Domestikation?

Domestikation ist die Kontrolle von Menschen über eine Tierpopulation, die isoliert ist von ihrer wilden Ursprungspopulation, um eine Rückkreuzung mit ihr zu unterbinden: Die natürliche Selektion wird durch eine künstliche Selektion ersetzt. Die isolierten Tiere werden Eigentum der sie betreuenden Menschen und sind von diesen vollkommen abhängig. Die selektive Jagd scheint Vorläufer der Domestikation zu sein, ebenso die Zähmung: Aber gezähmt werden immer nur wenige Wildtiere, eine genetische Veränderung tritt nicht ein. Die Zähmung ist also eine nur angebahnte bzw. nicht vollendete Domestikation.

Wer wird domestiziert?

Wenn wir vom Hund vorläufig absehen, sind zunächst kleine, später große Wiederkäuer domestiziert worden. Diese Herdentiere sind leichter zu kontrollieren, und in der Ernährung sind sie keine Konkurrenten des Menschen, sondern verhalten sich komplementär. Die Wiederkäuer ernähren sich von Pflanzen bzw. Pflanzenteilen, die für den menschlichen Magen weitgehend unverdaulich sind. So ergibt sich fast zwangsläufig eine Komplementarität von Tier- und Pflanzendomestikation, die dennoch zeitlich und räumlich von einander unabhängig sein können.

Warum wurde domestiziert?

Weil man zusätzlichen Nutzen zur Jagd aus den domestizierten Tieren ziehen konnte: Außer Fleisch, Fett, Fell, Haut usw., was bereits die Jagd lieferte, kann man nun die Milch und ihre Folgeprodukte zusätzlich erhalten. Hinzukommen die Trag- und Zugkraft und der Mist der Tiere, mit dem man

düngen und heizen kann. Mit der Zeit wird dieser zusätzliche Nutzen gesteigert: Zunahme der Fettproduktion beim Schwein und beim Schaf (Fettschwanz- und Fettsteiß). Weiter wird das Reproduktionsschema verändert, indem der natürliche Zyklus beschleunigt und somit der Ertrag gesteigert wird.

Ist Domestikation unumkehrbar?

Die Rückkehr domestizierter Tiere zum Naturzustand ist möglich und hat bei verschiedenen Arten stattgefunden: Ziegen auf Kreta und anderen griechischen Inseln sowie Schafe auf Zypern und auf Korsika haben sich wieder in die Wildform rückverwandelt.

Das Problem der Definition

Es ist eine konventionelle Definition, die auf den Bruch abhebt zwischen dem Naturzustand und dem Status der Domestikation. Sie impliziert eine Kosten-Nutzen-Rechnung seitens der Domestikatoren, die voraussetzt, dass man zu Beginn des Abenteuers Domestikation schon gewusst hat, wie und zu welchem Zweck man Wildformen in Haustierformen umwandelt. Das setzt eine Änderung der mentalen Einstellung des Jägers oder Sammlers zu der des Vieh- oder Landwirts voraus, bevor die Domestikation unternommen wird - Überlegungen dazu kommen im nächsten Abschnitt. Mit dieser Definition geraten fast alle Thesen zur Domestikation des Wolfs oder Wildhundes zum Haushund in Konflikt. Am elegantesten entgehen noch G. und S. Beckmann dieser tragikomischen Situation.

Zeitpunkt der Domestikation

Traditionelle Theorien nehmen den frühesten Zeitpunkt der Domestikation des Wolfs zum Haushund in der ausgehenden letzten Eiszeit an. Weiter unterstellen sie, der Wolf sei das erste Wildtier, das der noch eiszeitliche Mensch zum Haustier Hund do-

mestiziert habe. Als frühestes Datum wird -12.000 angenommen, wenige lassen ein etwas höheres Alter zu. Man argumentiert mit der angeblichen Bereitschaft des Wolfs, sich selbst zu domestizieren. Das ist elegant, enthebt man sich doch der Mühe, den zur aktiven Domestikation durch den Menschen erforderlichen Mentalitätswandel vom Jäger, Fischer und Sammler zum Viehzüchter und Landwirt zu erläutern. Auch umgeht man mit der These der Selbstdomestikation des Wolfs die peinliche Frage, warum sich die beim Wolf erfolgreichen Domestikatoren so viel Zeit gelassen haben, bis sie (nach traditioneller Auffassung) rund 3.000 Jahre später aus den Wildformen von Schaf und Ziege die nächsten Haustiere schufen.

Mögliche Motive zur Domestikation

Die bislang gegebenen Antworten auf die Frage: Wie und warum und von wem wurde der Wolf domestiziert bzw. der Wildhund zum Rassehund weitergezüchtet? bleiben immer noch aktuell. Diese westlichen Antworten lassen sich in wenigen Gruppen zusammenfassen: Der Wolf wurde domestiziert, weil "man"

einen Jagdgehilfen brauchte,

einen Wächter und Beschützer,

einen Protein-Lieferanten,

einen Bettwärmer,

einen Kindersatz,

eine Müllabfuhr

und/oder weil man eine Transporthilfe brauchte.

Überprüft man diese verschiedenen Motive, wovon sich keines grundsätzlich wechselseitig ausschließt, erkennt man nicht nur die weltanschaulichen Voraussetzungen des Antwortgebers (z.B. in der streng zweckgebundenen Funktion des Jagdgehilfen), sondern auch eine Rangordnung der Motive, die nicht in der Reihenfolge meiner Aufzählung gespiegelt ist.

Der Hund als Jagdgehilfe?

Von weit über 300 heutigen Rassen, die die FCI mittlerweile anerkennt, gehören fast zwei Drittel der Gruppe der Jagdhunde an. Und von Herdenschutz- wie Hütehunden liest und hört man, dass sie zeitweilig auch als Jagdhunde genutzt wurden. Viele Fundstätten von Hunderesten sind der adligen Schicht der Bevölkerung zuzuordnen, in Ägypten, im Nahen Osten oder im Verbreitungsgebiet der Kelten (Manwell/Baker, 1984, 242).

Hier spiegelt sich eine hierarchisierte Gesellschaftsordnung, in der die oberen Schichten der Jagdpassion frönen, während die unteren Schichten Frondienste leisten. Die Hunde der unteren Schichten waren mit Sicherheit keine spezialisierten Jagdhunde, da die Jagd mehr und mehr monopolisiert war für den Herrscher und seine Freunde. Ethnologen haben heutige gesellschaftlich relativ egalitäre Jäger/Sammler-Kulturen wie die !Kung in Südafrika analysiert und dabei u.a. festgestellt, dass bei der Jagd die eigenen Hunde nicht als Jagdhunde verwendet werden - sie seien für die Jagd nutzlos. Hingegen war ein einziger Buschmann in der Lage, mit zwei europäischen Jagdhunden ca. 75% des Fleischbedarfs für das Camp zu erjagen. In Südamerika fand man wenige Beispiele für den Einsatz von Jagdhunden - und man hält sie alle für postkolumbianische Neuerungen (Manwell/-Baker, 1984, 243). Der Dingo wird von den Ureinwohnern Australiens manchmal mit auf die Jagd genommen, aber eher aus Gewohnheit, einen wesentlichen Nutzen ziehen sie bei der Jagd nicht aus ihm. Man müsste den eventuellen Nutzen bei der Jagd

aufrechnen gegen seine Nahrungsdiebstähle im Lager, meinen Manwell und Baker (1984, 242) und fügen hinzu, dass der Dingo sich nur im tropischen Regenwald als Jagdgehilfe wirklich nützlich machen kann. Die besten Jagdhunde sind zweifelsfrei die eurasischen und indianischen Jagdhundrassen. Beobachtet man aber solche Hunde. wenn sie in den Status der Verwilderung zurückgefallen sind, kann man im Vergleich zum Wolf bei ihnen eine gewisse Hilflosigkeit feststellen gegenüber größeren Wildtieren, wie Scott und Fuller sowie Nesbitt mitteilen (zitiert von Manwell/Baker, 1984, 243). Sie jagen wohl Reh und Hirsch, ernähren sich aber hauptsächlich von gerissenen Schafen. Eine Auswilderung europäischer Jagdhunde wäre demnach zum Scheitern verurteilt. Das bedeutet aber auch, dass ein wesentliches Kriterium der Domestikation von ihnen nicht erfüllt wird: Die Umkehrbarkeit der Domestikation (> 610), wie sie bei Ziegen auf Zypern und Schafen als Mufflons auf Korsika nachgewiesen ist. Es sei denn, der Maßstab sei falsch - nicht der Wolf, sondern ein canis ferus, der wie der Dingo auf kleine Wildtiere spezialisiert ist, wäre dann der Vorfahr, und gemessen an dessen Jagdpraxis wäre eine Auswilderung möglich.

Der Hund als Wächter?

Das Revierbewusstsein des Hundes prädestiniert ihn zum Wächter über das Territorium seines Herrn. Wing nimmt an, dass die Hunde der andischen Indianer Südamerikas vor vielleicht 9.000 Jahren wegen des Schutzes, nicht wegen der Jagd oder des Hütens, gehalten wurden (zitiert von Manwell/Baker, 1984, 244). Dem steht entgegen, dass viele indianische Hunde - wie übrigens auch die Hunde Polynesiens und der Basenji sowie der reine Dingo - weitgehend stimmlose Hunde sind, jedenfalls Hunde, die nicht bellen. Dafür kann man annehmen, dass viele europäische Hunderassen in ihrer Frühzeit aufs Bellen selektiert wurden,

natürlich nicht nur darauf. Ein Schutzhund muss nicht bellen, um seine Funktion zu erfüllen. Die Neigung, Fremde anzugreifen, dürfte wichtiger sein - er sollte aber nicht seine Schutzbefohlenen angreifen. Dafür braucht er - wie viele Forscher meinen - ein intensives Training, woraus Manwell/Baker ableiten, dass dies nicht eine der frühen Funktionen des Hundes gewesen sein kann:

It would demand that man had acquired a sophisticated knowledge of canine behaviour and breeding (Manwell/Baker, 1984, 244).

Das muss aber nicht sein, wie manch ein Herdenschutzhund, der Do-Khyi z.B. instinktsicher beweist.

Der Hund als Nahrungsmittel?

Eine Idee ist, dass der Wolf als lebende Speisekammer domestiziert wurde, wie auch Langkavel bereits vor gut hundert Jahren angenommen hat. Können wir aus dem heutigen Verbreitungsgebiet von Hundefleischessern Rückschlüsse auf das Zentrum oder die Zentren der Wolfdomestikation ziehen? Der essbare Hund und das Schwein sind die frühesten Haustiere in China. Das Argument, der Hund als reguläres Nahrungsmittel sei ein Futterkonkurrent des Menschen und deshalb in bestimmten Epochen nicht als Nahrungsmittel geeignet gewesen, zielt auf die Tatsache, dass Hunde sich normalerweise mit Fleisch ernähren. Aber in China und auch sonst in Südostasien werden Speisehunde vegetarisch gemästet, weshalb sie als besondere Delikatesse gelten im Vergleich zu Speisehunden, die mit Fleisch gemästet sind. Der Speisehund ist also nicht immer ein Nahrungskonkurrent des Menschen, sondern nur da, wo der Hauptakzent der neolithischen Wirtschaftsweise auf der Viehwirtschaft liegt. Für die Region um Bang-Chiang in Thailand ist nachgewiesen, dass die Tradition des Hundes als Nahrungsmittel von -5.500 bis heute

ununterbrochen ist. In Südostasien, China, auf den Philippinen, in Melanesien und Polynesien, aber auch in Ostasien verwendet man den Hund als Nahrungsmittel. Indianische Hunde Amerikas stammen wahrscheinlich von ostasiatischen Hunden ab, und man kann Ähnlichkeiten feststellen zwischen den Nackthunden Chinas, Perus und Mexikos, die aber nicht als mtDNA-Verwandtschaft nachweisbar sind. Analog zur Fleischschafzucht kann man sagen, dass eine Reduktion des Fells eine Maximierung des Fleischanteils bringt. Das mag das Motiv gewesen sein, diese haarlosen Hunde zu züchten. Wir können das weltweite Hundeesser-Zentrum auf Ostasien, die pazifischen Inseln, die Neue Welt und auf West-, Nord- und Zentral-Afrika sowie auf keltische "Inseln" in Europa eingrenzen. In Australien wird auch Hund gegessen, aber nur der, der nicht zum eigenen Lager gehört. Hundessen ist also immer noch eine weit verbreitete Sitte, und es kann in den o.g. Regionen das Motiv zur Domestikation des Wolfs gewesen sein; eher aber denke ich an Sekundärmotivation, so bald Pflanzenproduktion den Vorrang vor Tierproduktion hat.

Der Hund als Wärmflasche?

Do ut des: Ich gebe, damit du gibst. Reziproker Altruismus ist eine nette Umschreibung für die Symbiose zweier Egoismen. Die Römer dachten dabei nur an intraspezifischen Altruismus, für die Domestikation kommt aber nur interspezifischer Altruismus als Motiv in Frage. In der Eiszeit wird die Temperatur der Umgebung deutlich niedriger gewesen sein als die Körpertemperatur gewisser Säugetiere wie Mensch und Hund, die ja zu den Warmblütern gehören (Manwell/Baker, 1984, 248). Nicht nur unter eiszeitlichen Bedingungen hängt der Temperaturverlust von der Körperoberfläche ab. Aber die Fähigkeit, Wärme zu produzieren und zu speichern, ist eine Frage des Körpervolumens. Deshalb haben in kälteren Regionen die Menschen kürzere Extremitäten und einen fülligeren Körper. Diese individuelle Problemlösung wird vervollständigt durch eine kollektive: Man rückt näher zusammen, so eng, dass man sich gegenseitig wärmt. Das kann man an jungen Ferkeln ebenso wie an erwachsenen Schweinen beobachten, und Menschen haben sich auch schon mit Schweinen zusammengelegt, was absolut nichts Schockierendes an sich hat, da wenigstens das Schwein sein Bett um jeden Preis sauber halten will. Auch in vielen anderen Species der Warmblüter ist das Prinzip der wechselseitigen Wärmflasche gängige Praxis. Interspezifisches Wärmen ist natürlich seltener, aber doch geeignet, wechselseitige Vorbehalte abzubauen, so dass die Domestikationsschranke beim Hund durch die Aussicht auf eine angenehme Nacht nachhaltig abgebaut werden kann. Dingos haben bei den australischen Ureinwohnern eigentlich nur als Wärmflasche einen praktischen Zweck, wobei der Mensch mehr profitiert bei regnerischem Wetter, wenn im "Zelt" geschlafen wird und nicht am Lagerfeuer: Da drängelt sich der Dingo meist zwischen Feuer und Mensch. Der scheucht ihn dann, aufgeweckt von der Kälte, von dannen.

Der Hund als Umweltdienst?

Besonders Dingos, Pariah-Hunden und verwilderten Hunden billigt man gern die Funktion des Umweltdienstes zu. Hier könnte ein Motiv zur Domestikation zu finden sein, wenn der frühe Mensch an Reinlichkeit so interessiert war wie dies heutigen Menschen der allgemeine Waschzwang diktiert. Ein Grundmaß an Reinlichkeit wird auch der frühe Mensch gehabt haben, aber der Zustand der Fundschichten zeigt den Archäologen, dass Ordnung ein relativer Begriff ist. Und das Vertilgen menschlicher Fäkalien macht den Hund zur willkommenen Zwischenstation einiger Parasitenzyklen, und des Hundes eigene Fäkalien versorgen den Menschen mit verschiedenen Wurm-

sorten und Salmonellen, und dabei muss der Mensch die Fäkalien des Hundes noch nicht einmal verzehren. Dennoch ist auch dies geschehen, wenn auch aus medizinischen Gründen: Das album graecum (~ griechisches Weiß) ist der weiße Kot von Hunden, die hauptsächlich mit Knochenabfällen gefüttert wurden. Der Verzehr ihres weißen Kots galt in der Antike als wirksames Therapeutikum in der Humanmedizin. Der Hund als Aasvertilger hat dennoch eine wahrscheinlich herausragende Rolle gespielt: Im Altiran, aber wahrscheinlich bei vielen anderen frühen indo-europäischen Hirtenvölkern und wohl auch im Paläolithikum, amtete der Hund als Leichenbestatter. Das machte ihn bei den Indo-Iranern zum heiligen Tier, ermöglichte der Hund doch erst den Übergang in ein neues Leben: Also sprach Zarathustra in Tönen höchsten Lobes über den Hund. Bei anderen Völkern aber wurde der Hund aus demselben Grund zum unreinen Tier. Dass der Hund auch Dinge entsorgt, die noch zum Arsenal der Gebrauchsgegenstände gehören, wissen einige Hundehalter von ihren nicht weggeräumten Schuhen zu erzählen. Haut und Fell sind auch in getrocknetem Zustand, der eiszeitliche Mensch nannte das schon Kleidung, für hungrige Hunde ein Nahrungsmittel.

Der Hund als Spediteur?

Der Hund als Schlittenhund - der Schlitten hat den Vorzug, ohne die Erfindung des Rades auszukommen. Aber auch ohne besonderes Transportgerät kann der Hund Lasten tragen, die man ihm auf den Rücken bindet. Ob in der letzten Eiszeit Pferde, Rentiere und vielleicht auch Hunde als Saumtiere verwendet wurden, das ist eine interessante Frage, die ich bereits überprüft habe (> 443-56). In mythischen Erzählungen der Chipewyan-Indianer wird deutlich, dass Hunde die Frauen abgelöst haben als Zieher des Lastschlittens, der Hund wird als Kulturheros gefeiert, der seinen Men-

schen die Arbeit erleichtert (Manwell/Baker, 1984, 250). Beispiele für den Hund als Zugtier sind auf die nördliche Hemisphäre begrenzt. Der Hund kann in dieser Funktion die Nutzung der zirkumpolaren Regionen erleichtert haben. Beispiele für den Hund als Saumtier findet man in Hochgebirgen, der Do-Khyi in Tibet ist ein prominentes Beispiel, das schon Marco Polo auffiel. Der Hund als Spediteur - ein mögliches Motiv zu seiner Domestikation? So planvoll gewiss nicht.

Der Hund als Kindersatz?

Der Mutter-Instinkt - heute sagt man wohl: das Mutter-Motiv? - mag zur Domestikation des Wolfs geführt haben, wenn die Jäger einen schreienden Welpen mit von der Jagd zurückbrachten. Frauen geben in Polynesien und Melanesien auch Ferkeln die Brust, in Japan legten die Ainu-Frauen auch Bärenjunge an ihre Brust, und die Indianer-Frauen säugen Hundewelpen. Die lange Stillzeit der eigenen Säuglinge führt manchmal zu einem Überschuss an Milchproduktion, der an alles, was saugt, weitergegeben werden muss, damit die Milchproduktion als solche nicht zum Stillstand kommt.Im Grunde sind sie alle Säugetiere, wie der Name bereits sagt. Dabei sollte man den Mutterinstinkt nicht zu früh bemühen, die Einund Aussicht, dass das junge Wesen später gut gebraucht werden kann, um den eigenen Hunger zu stillen, wird die Frau auch gut muttiviert haben. Es wäre aber schnöde gedacht, wenn man nur scheinbar niedere Beweggründe gelten ließe, die zur Domestikation geführt haben könnten. Einsame und alte Menschen gab es schon in der Eiszeit - und Therapiehunde vermutlich auch. Und es gibt noch ein mögliches Motiv, das der westlichen Perspektive grundsätzlich verschlossen bleibt: Die Sonderstellung des Hundes unter allen anderen, nicht domestizierten Tieren der paläolithischen und mesolithischen Epoche akzentuiert auch die Sonderstellung des Menschen.

Bilanz

Wir haben bislang nur die Motive zur Domestikation des Wolfs zum Haushund untersucht, wie die traditionelle Domestikationstheorie sie uns vorschlägt: Es ist wahrscheinlich, dass es eine multiple Motivation gab - und die bisherigen Ergebnisse der mtDNA-Untersuchungen berechtigen vielleicht auch zu der Annahme multipler Domestikationsvorgänge zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten. Dabei erscheint die hohe Variabilität des Haushundes, die mit dem früheren Zeitrahmen von höchstens 15.000 Jahren Haustierstatus hauptsächlich auf Mutationen zurückgeführt wurde, eher bedingt zu sein durch Rückkreuzungen mit Wolfspopulationen, die nicht immer identisch gewesen sein müssen mit den originären Spenderpopulationen.

Wie füllt man den Zeitraum von -100.000 bis heute? Eine unkonventionelle Antwort von G. und S. Beckmann

Eine entgegengesetzte Sicht zur traditionellen Lehre vertreten Gudrun und Susanne Beckmann bereits vor der molekulargenetischen Erkenntnis vom hohen Alter des Hundes: Für sie gibt es den zutraulichen Wildhund schon seit mindestens 400.000 Jahren, und er ist erst nach Schaf und Ziege, nach Rind und Pferd und Schwein und Huhn zum Haushund geworden. Der Vorgang der Domestikation ist aus ihrer Sicht gleichbedeutend mit dem Anfang der Hundezucht in den Hochkulturen Vorderasiens und Ägyptens ab -3.000. Da der Hund "schon immer" da war, musste er nicht erst domestiziert werden. Warum aber ist er dann so spät in Rassen transformiert worden, die bestimmte Arbeiten zu erledigen hatten, während man sich seiner doch schon seit gut 30.000 Jahren oder noch länger hätte bedienen können? Warum beispielsweise erzüchten sich die Hochkulturen angeblich um -3.000 den Herdenschutzhund, wenn die Herden und Hirten seit 6.000 Jahren ohne ihn ausgekommen sind? Weil sie erst genügend Erfahrung sammeln mussten mit den vorgenannten Haustieren, um dann erst den Hund zum Rassehund umzüchten zu können? In dem sonst schlüssigen Gegenentwurf von Gudrun und Susanne Beckmann zur herrschenden Lehre ist diese späte Domestikation des Hunds zum Haushund, d.h. zu bestimmten Gebrauchsrassen, ein problematisches Axiom. Wolfsfarbene Hundeartige gibt es nur bei den Nordwölfen, den Coyoten und mehr oder weniger bei den Schakalen, wie G. und S. Beckmann feststellen (150), die anderen Hundeartigen sind rotbraun, ockerfarben oder gescheckt.

Auch weiße Flecken oder ganz weiße Hundeartige gibt es (diese sogar unter den Nordwölfen (G. und S. Beckmann, 150)). Die Veränderung der Wildfarbe zu Haushundfarben muss also gar nicht stattgefunden haben, wenn weder Nordwolf noch Coyote noch Schakal Pate standen, sondern andere Hundeartige, die diese ersten Farben gleich hätten mitbringen können. Damit wäre auch die im Vergleich zum Nordwolf laut G. und S. Beckmann (151) ausgeprägt geringere Fluchtdistanz der Wildhunde über die Tyrosin>Melanin>Adrenalin-Kette (> 618) bereits wahrscheinlich gemacht. Und die verbreitete These, der "Wolf" habe sich selbst domestiziert, hätte an Plausibilität gewonnen, wenn man in dieser Annahme den Nordwolf gegen andere Hundeartige austauscht. Was ist der größte Unterschied zwischen den Haushunden und allen anderen Caniden? Für G. und S. Beckmann (151) ist dies die gleichzeitige Anwesenheit von drei Merkmalen:

... die Schlappohren, die Ringelschwänze und die hellen Überaugenflecken ... Der einzige Hunde-Typ, bei dem man alle drei Merkmale auf einmal findet ... sind die urtümlichen Hirtenhunde.

NACHWORT

Nicht alle Hunde haben Überaugenflecken. Oberflächlich betrachtet haben auch nicht alle Hirtenhunde diese Flecken. Schaltet man aber in Versuchspaarungen das für weiße Fellfarbe verantwortliche Gen sw aus, indem man es durch das dominante S-Gen ersetzt, dann wird deutlich, dass auch weiße Herdenschutzhunde ursprünglich Überaugenflecken hatten. Heute sind die Überaugenflecken in der Minderheit bei den meisten anderen Hunderassen. Und auch die Gleichzeitigkeit von Schlappohren und Ringelschwänzen ist heute bei den wenigsten Hunderassen festzustellen

Die Spitze und die Schlittenhunde haben schöne Ringelschwänze, aber spitze Wolfsohren. Der Kanaan-Hund und der Basenji, beides Züchtungen aus asiatischen bzw. afrikanischen sog. Primitivrassen, haben aber (unverzüchtet) schlappige Stehohren. Richtige Schlappohren haben nur die Jagdhunde, die Lagerhunde und die meisten Windhunde. Aber die haben keine Ringelschwänze (G. und S. Beckmann. 151).

Die Hirtenhunde nehmen also eine Sonderstellung ein im Verhältnis zu allen anderen Haushunden und zu allen anderen Caniden. Aber gerade diese *urtümlichen Hirtenhunde* wurden nach G. und S. Beckmann bis heute kaum domestiziert. Sie

... leben zwar schon Jahrtausende lang mit Menschen zusammen, aber ihre systematische Zucht hat gerade erst begonnen (G. und S. Beckmann, 151-2).

Der blinde Fleck in G. und S. Beckmanns Theorie ist die Definition des Vorgangs Domestikation: Sie übernehmen die klassische Definition - und stellen fest, dass man Hirtenhunde erst seit einigen Jahrzehnten für die offizielle Hundezucht entdeckt hat - die offizielle Hundezucht ist von G. und S. Beckmann definiert als ein Verfahren der klassischen Domestikation. Gemäß dieser klassischen Definition findet an Hirtenhunden

(Herdenschutz- und Hütehunde) in Hirtenkulturen in der Tat noch weniger Domestikation statt als an den übrigen Nutztieren dieser Hirtenkulturen: Auch das baskische Pottok-Pferd (> Band 3) wurde im klassischen Sinn nie domestiziert. Dennoch ist es eine klar definierbare Pferderasse. Und die Hirtenhunde?

Ein Paradox: Die domestikatorische Sonderstellung der Hirtenhunde

Sie leben seit Jahrtausenden mit dem Menschen zusammen, wurden aber angeblich nie gezüchtet, und sie unterscheiden sich trotzdem am konsequentesten von allen anderen Caniden:

Bis heute sind die urtümlichen, unverzüchteten Hirtenhunde die einzigen aus der ganzen Haushund-Gruppe, die alle typischen Haushund-Merkmale gleichzeitig zeigen können: die hellen (oder dunklen) Überaugenflecken, die kurzen, dreieckigen Schlappohren, den hoch über den Rücken gerollten Schwanz. Die Frage stellt sich also von allein: Wie kann es möglich sein, daß ausgerechnet die "undomestiziertesten" Hunde die meisten Domestikationsmerkmale tragen sollen? Eine Antwort auf diese Frage gibt es nicht (G. und S. Beckmann, 152).

Eine Antwort auf diese Frage wäre nach Beckmann nur möglich mit einer ganzen Reihe von Theorien und Zusatzannahmen, auf die sie aber lieber verzichten wollen:

Viel einfacher und einleuchtender ist es deshalb - bis zum Beweis des Gegenteils - davon auszugehen, daß Überaugenflecken, Schlappohren und Ringelschwanz gar keine Domestikationsmerkmale sind. Alle drei Merkmale sind "typisch Hund" (G. und S. Beckmann, 152).

So einleuchtend und einfach scheint mir das aber nicht zu sein: Die angeblich "undomestiziertesten" Hunde - also die Hirtenhunde - tragen ja offensichtlich nicht nur die meisten Domestikationsmerkmale, wenn man sie auf den Wolf bezieht, sondern in Bezug auch auf alle anderen Hundeartigen, wie G. und S. Beckmann (151) selbst feststellen, also auch in Bezug auf die Wildhundformen, und sogar in Bezug auf alle ihre Haushundkollegen, wie wiederum G. und S. Beckmann selbst nachweisen (151).

Die Hirtenhunde sind in dieser Perspektive die domestiziertesten Haushunde, denn sie haben sich am systematischsten vom Ursprung der Haushunde entfernt, weil sie sich durch die grundsätzlich gleichzeitige Anwesenheit der drei Merkmale Überaugenflecken, Schlappohren und Ringelschwänze von allen anderen Haushunden, von allen Wildhunden und von allen Wölfen unterscheiden. Bei gleicher Kampfkraft haben die Hirten also bis in die Afterzehen hinein ein Maximum an Unterscheidbarkeit erreicht.

Vom Zauberwort Mutation

G. und S. Beckmann hätten ihre Auffassung noch schärfer konturieren können, wenn sie die Dominanz-Rezessivitäts-Verhältnisse bestimmter Haushundmerkmale auf die entsprechenden, meist nicht vorhandenen Merkmale beim Wolf bezogen hätten. Ich habe schon früher (Müller u.a., 2000) auf die unökonomische Ver(sch)wendung des Begriffs Mutation hingewiesen: Die Wolf>Hund-Theoretiker nehmen in diesen Fällen eine "mutative" Entstehung neuer Merkmale an, beispielsweise des "Zahnverlusts":

Die Weitergabe von Genen von einer zur nächsten Generation wird durch eine Reihe systematischer Einflüsse bestimmt. Zu diesen gehören die Evolutionsrichtung (Speziation, Adaptation), das Mutationsgeschehen in stammesgeschichtlichen Zeiten und die Domestikation. Ein typisches Beispiel hierfür ist die Zahnunterzahl bei Hunden und Katzen (Prämolaren- und Molarenmangel). Das ursprüngliche Karnivorengebiss mit 44 Zähnen ist durch Wirkung evolutionärer Kräfte bei Hunden auf 42 und bei Katzen auf 30 Zähne reduziert worden.

Bei Hunden betrifft der Reduktionsprozess gegenwärtig den primären P1- und M3-Mangel. Alle übrigen primären Oligodontien (P2-, P3-, P4-, M1- oder M2-Mangel) stehen nicht unbedingt mit dem Reduktionsprozess im Zusammenhang, sondern gehen auf Rekombinationen von in stammesgeschichtlichen Zeiten entstandenen relativ seltenen Verlustmutanten zurück. Der populationsdynamische Prozess umfasst daher folgende Komponenten:

- 1. allgemeine Reduktionstendenz im Rahmen der Artentwicklung (50 bis 100 Mill. Jahre) und eines natürlichen Adaptationsprozesses.
- 2. Existenz von aus stammesgeschichtlichen Zeiten übertragenen Verlustmutationen.
- 3. Einfluss der Domestikation (ungefähr 8000 Jahre) in Form eines durch veränderte Nahrungsgewohnheiten verminderten Selektionsdrucks und einer Anpassung an die neuen, durch den Menschen eröffneten Nahrungsquellen.
- 4. Dynamik der genetischen Variation in der aktuellen Population

(Wiesner/Willer, 1993, 97-98).

Es fällt auf, dass Wiesner/Willer die Annahme von Mutationen zunächst in stammesgeschichtliche Zeiten verlagern und damit genau die Zeitperspektive eröffnen, in der

auch G. und S. Beckmann die Entstehung der Unterschiede zwischen Hund (Wildhund/Haushund) und Wolf ansiedeln. Bestimmte Differenzen zwischen dem ursprünglichen Karnivorengebiss und dem Hundegebiss gehen auf Rekombinationen von in stammesgeschichtlichen Zeiten entstandenen relativ seltenen Verlustmutanten zurück, wie Wiesner/Willer meinen. Statt relativ seltene Verlustmutanten anzunehmen, die durch Rekombination auftreten, gehen G. und S. Beckmann davon aus, dass die Wildhunde wie ihre Nachfahren, die Haushunde, prinzipiell mit einem Allesfressergebiss ausgestattet sind. Damit wird der Maßstab des Karnivorengebisses (~ hauptsächlich Fleischfressergebiss) obsolet.

Man braucht in der Perspektive von G. und S. Beckmann gar keine Rekombination von seltenen Verlustmutanten anzunehmen, was wissenschaftstheoretisch viel ökonomischer ist. Außerdem entledigt das Schlagwort Mutation die Schläger ihres offensichtlichen Erklärungsnotstands, gerade im Zusammenhang mit kuriosen Umkehrungen genetischer Verhältnisse vom Wolf zum Hund.

Anstatt das Zauberwort *Mutation* zu murmeln, müssten die Wolf>Hund-Theoretiker die Umkehrung von Dominanzverhältnissen schrittweise und genetisch nachvollziehbar erklären: Beispielsweise die helle Augenfarbe beim Wolf, denn wenn beim Wolf wie beim Hund die helle Iris rezessiv wäre, wie sollten dann jemals dunkle Augen beim Hund entstehen können? Natürlich nur durch eine Mutation!

Merle und Mutation

Nähme man nicht eine Mutation oder eine Einkreuzung an - die das Problem nur verschöbe -, so müsste der erste Hund überhaupt ein "Merle" (~ Harlekin) gewesen sein. Jedenfalls ist die Theorie, der Hund stamme vom Wolf ab, auch von "Merle" aus



Nobody du pâturage: Ein perfekter Merlewelpe. Z. und Foto: Udo & Renate Kopernik.

zu erschüttern, denn "Merle"-Wölfe gibt es nicht, nur Wölfe mit Pigmentstörungen in der Iris, was vielleicht auch ein Merle-Merkmal sein kann. Das Gegenargument, im Wolfsrudel würden abweichende Farben nicht geduldet, deshalb sorge eine gnadenlose Selektion für das Aussterben solcher Farbträger, ist hinfällig, da Merle im allgemeinen (partiell) dominant ist und nur entstehen kann, wenn mindestens einer der beiden Eltern "Merle" ist. Das aber bedeutet nicht nur, dass der Merle-Wolf ins reproduktionsfähige Alter gelangt sein muss, sondern darüber hinaus, dass er in seinem Rudel eine Alpha-Position innegehabt haben muss, um sich überhaupt reproduzieren zu können. Bleibt also nur noch der Erklärungsversuch, es handle sich um eine nachträgliche Mutation im Verlauf der Domestikation. Das nervt aber mittlerweile. wenn alle von der Wolf>Hund-Theorie abweichenden Tatsachen zu nachträglichen Mutationen in der Domestikation erklärt werden. Mutationen sind nämlich seltener, NACHWORT 619

als es ihre Verwendung als Argument ahnen lässt, und noch seltener kommen die Nachfahren eines Mutanten in den Genuss, sich mit einander zu paaren, so dass die Mutation dann auch wirksam wird. Und in der Domestikation muss der domestizierende Mensch das neue Merkmal für gut befinden, sonst eliminiert er die Träger aus der Zucht. Es ist möglich, dass das Merle-Gen erst in der Domestikation aufgetreten ist als Mutation, die Schwierigkeit ist leider, dass die meisten Mutationen rezessiv sind, während das merkmalausprägende Merle-Gen M dominant ist: Das erschwert den Glauben an eine Mutation zusätzlich.

Daher ist die Annahme eines Umschaltgens, das die Dominanzen vom Kopf auf die Füße oder umgekehrt stellte, die einzig mögliche rationale Erklärung, wenn man beim Wolf als Stammvater bleiben will. Dieses Umschaltgen sollte dann aber von den Wolf>Hund-Theoretikern nachgewiesen werden.

Der Hunde-Unterkiefer

ist durch einen nach hinten abgebogenen Kronfortsatz auf den ersten Blick zu unterscheiden vom Unterkiefer eines Wolfs, Coyoten oder Schakals. Er ist typisch für Allesfresser, nicht für weitgehend reine Fleischfresser. Der chinesische "Wolf" hat einen Hunde-Unterkiefer (> 560), weshalb Olsen ihn als Stammvater der nordamerikanischen Hunde sieht und somit zumindest von der Nordwolf>Hund-Theorie abweicht.

Es gibt auch Hinweise, dass der indische "Wolf" und der arabische "Wolf" diese Kieferform aufweisen (G. und S. Beckmann, 162). Der Hundeunterkiefer muss kein Domestikationsergebnis sein, sondern er ist bereits bei den "Namenlosen Hunden" des Peking-Menschen vor 400.000 Jahren nachgewiesen, womit die Frage gestellt ist, ob Träger dieses Unterkiefers als Wolf zu betrachten sind.

Die Afterzehen

Eine zusätzliche Zehe gibt es bei allen Hundeartigen (ausgenommen afrikanische Hyänenhunde) an den vierzehigen Vorderläufen als verkümmerten Daumen. Nur Haushunde haben auch an den Hinterfüßen zusätzlich zu den vier Zehen manchmal noch (eine) weitere Zehe(n), die Afterzehe(n). Wölfe haben keine Afterzehen. Doppelte Afterzehen gehören bei den meisten Hirtenhunden zur Grundausstattungsie kommen gehäuft bei Hunden vor, die im Gebirge leben.

Auch bei asiatischen Rothunden können Afterzehen vorkommen (G. und S. Beckmann, 160). Man sollte sich hier die Selektionspraxis der Hirten vergegenwärtigen: Sie behalten prinzipiell nur Welpen, die doppelte Afterzehen haben. Erinnert man sich an die besonders ausgeprägte Tendenz beim Herdenschutzhund zur Neotenie, d.h. zum verlängerten Jugendlichbleiben des Hundes in Aussehen und Verhalten, als größtmögliche Distanz zum Wolf (z.B. Hängeohren), so tragen neben der Neotenie (die nicht unbestritten geblieben ist in der Forschung) auch die Afterzehen zur Identität dieses frühen Haushundes gegenüber seinem angeblichen Ahnen bei.

Da ich außerdem von einem schamanischen Einfluss auf die Entstehung des Haushundes ausgehe, kann ich verweisen auf die schamanisch determinierte Vorliebe für Besonderes. Afterzehen gehören - schamanisch betrachtet - vielleicht zur Sonderausstattung eines Welpen. Es ist durchaus möglich, dass es gerade diese sofortige, direkt nach der Geburt gegebene Unterscheidbarkeit vom Wolf war, die den afterzehigen Welpen in der Selektion begünstigte, zumal die Hirten nie den ganzen Wurf überleben und aufziehen ließen, sondern immer nur so viel Welpen, wie sie gerade brauchten. Afterzehen scheinen (in polygener Begleitung) partiell dominant vererbt zu werden, da zwei doppelafterzehige Elterntiere auch einafNACHWORT

terzehige oder nullafterzehige Nachkommen haben können. Man hat den Afterzehen unterstellt, sie seien ohne Nutzen für den Hund - dabei gibt der norwegische Lundehund Hinweise genug auf den Nutzen zusätzlicher Zehen.

Sieht man von dem praktischen Nutzen ab, den die krabbelnden und robbenden Welpen in der naturbelassenen Wurfhöhle den Afterzehen besonders der hinteren Gliedmaßen abgewinnen können, so hat man wohl zusätzlich übersehen, dass die Afterzehen sowohl der vorderen wie der hinteren Gliedmaßen beim Galopp des erwachsenen Hundes durchaus Bodenkontakt haben und die Funktion der vorderen Zehen unterstützen, was besonders im Galopp sinnvoll ist, da der Hund phasenweise nur mit einer Pfote Bodenkontakt hat.

Brown (49, Fig. 2-27) hat auf diesen Nutzen hingewiesen und eine Skizze geliefert, die zeigt, wie die Vorderpfote, in diesem Fall der gesamte Vorderfuß, Bodenkontakt hat beim Galopp: Der Wolf besitzt diese Afterzehen nicht. Sollte man daraus schließen, dass der Wolf eher für die Bewegungsform des Trabs konzipiert ist und dass der Hund eher für die Bewegungsform des Galopps ausgelegt war, bevor man ihn auf andere Bewegungsformen spezialisierte?

Dass der Wolf der perfekte Traber ist, wird niemand bestreiten wollen. Auch hier liegt also eine jener seltsamen Umkehrungen vor, die in der Domestikationstheorie gern als Mutation beschrieben werden:

Wenn der Wolf keine Afterzehen hat, kann eigentlich der Hund nicht aus ihm entstanden sein, da beim Hund der Zustand der Afterzehenlosigkeit rezessiv ist.

G. und S. Beckmann (152) listen weitere Merkmale auf, die nicht beim Wolf, wohl aber bei allen Haushunden gleichzeitig und gebündelt vorkommen: Das Schränken und die Schweißdrüsen an den Fußballen.



Der Wolf schränkt nicht. In: Hilzheimer, Tafel III, Fig. 5.

Entwicklungsgeschichtliche Perspektive des Schränkens

Im Unterschied zum entwicklungsgeschichtlich jungen Nordwolf - er entstand zu Beginn der letzten Eiszeit - besitzen alle Haushunde die Eigenart, beim Trab zu schränken: Der Körper stellt sich beim Trab in der Längsachse schräg zur Bewegungsrichtung (G. und S. Beckmann, 153). Die entwicklungsgeschichtlich viel älteren Rotfüchse können auch schränken, aber nur, wenn sie auf hartem Boden laufen. Ebenfalls ist der entwicklungsgeschichtlich ältere Marderhund ansatzweise zum Schränken in der Lage (G. und S. Beckmann, 154). Die beiden Autorinnen lassen offen, ob es sich beim Hund um ein uraltes Erbe oder um eine moderne Parallelentwicklung handelt.

Hilzheimer ergänzt die Problematik ungewollt durch seine Beobachtung, dass der Wolf als the most completely developed type of the trotting dog - immerhin sieht er den Wolf als Hund wie er auch den Dingo als another type of wild dog neben dem Wolf auffasst, auch wenn er den Hund vom Wolf abstammen lässt - für Hilzheimer ist also der Wolf jedem Hund im Trab überlegen, denn:

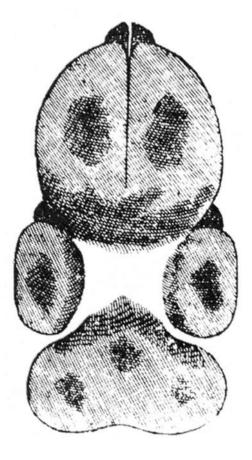
Owing to the narrowness of the shoulders the elbows are turned well inwards; thus it happens that the radiusbone reaches forward and outwards, and so he trots very powerfully, with the hinder feet always keeping to the

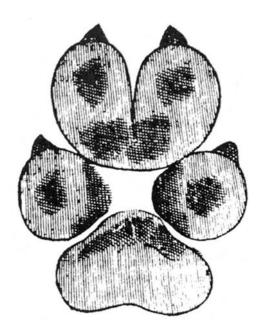
tracks of the corresponding forefeet, unlike the dog, whose hinder tracks are to left or right of those made by the forefeet (Hilzheimer, 412).

Der Wolf unterscheidet sich vom Hund Hilzheimer zufolge durch den absolut ökonomischen Trab und Beckmann/Beckmann zufolge durch seine Unfähigkeit zum Schränken. Hinzukommt die grundsätzliche Verschiedenheit der Trittsiegel von Wolf und Hund: Unabhängig von Größe und Rasse weicht das Trittsiegel des Hundes in mehreren Einzelheiten deutlich vom Trittsiegel des Wolfs ab. Das Trittsiegel des Wolfs erscheint als Vereinseitigung, nur speziell für harten Steppenboden geeignet. Am Trittsiegel erkannte Garcia den Hund in der Grotte Chauvet (> 101).

Die "Schweißdrüsen"

Hunde schwitzen nicht über die Haut, sondern über Zunge und Rachenraum. Minimal können die unechten Schweißdrüsen an den Fußballen auch bei der Kühlung behilflich sein. Im Schnee führen sie zu Eisklumpen, weshalb die Inuit ihren Hunden kleine Lederschuhe basteln (G. und S. Beckmann, 155). Nordwölfe haben keine "Schweißdrüsen" an den Ballen, weshalb die These, die Schlittenhunde würden öfter mit Nordwölfen gekreuzt (Fiennes, Abb. 15), sehr problematisch ist. Eine weitere Folgerung von G. und S. Beckmann ist, dass Nordwölfe und Hunde entwicklungsgeschichtlich in unterschiedliche Klimate gehören (156) und nicht viel miteinander zu tun haben können (157). Dafür rücken die Haushunde und die asiatischen





Links: Das Trittsiegel eines erwachsenen Wolfs.

Oben: Das Trittsiegel eines erwachsenen Herdenschutzhundes - in etwas kleinerem Maßstab. Die Trittsiegel von Wolf und Hund unterscheiden sich grundsätzlich, d.h. unabhängig von der Größe oder Rasse des Hundes. In: Duclos, 68 und 72.

Rothunde zusammen, weil die Rothunde auch mit der Nase jagen, während Nordwölfe Sichtjäger sind. Merkwürdige Konvergenzen zwischen der Wolf>Hund-Theorie und der Wildhund>Hund-Theorie stellen sich ein unter dem gemeinsamen Nenner der Selbstdomestikation. Eine im Vergleich zu Wölfen geringe Fluchtdistanz wird bei Wildhunden festgestellt. Dennoch unterstellt man nicht dem Wildhund, sondern dem Kulturflüchter Wolf, er habe sich vor lauter Leutseligkeit selber domestiziert: Oft gelesen und abgeschrieben wird die Vermutung, der Wolf sei domestiziert worden, weil er - gewöhnt an die menschlichen Jäger und an die Abfälle ihrer Jagdbeute - sich gleichsam selbst domestiziert habe. Wie aber sind der Ruf als Kulturflüchter und die Fama der Selbstdomestikation vereinbar?

Der aktiv domestizierende Mensch?

Diese These ist inspiriert von der "neolithischen Revolution", die keine war. Sie unterstellt dem paläomentalen Menschen ein beinah westliches Kalkül. Sie ist unabhängig von der These der weitgehenden Selbstdomestikation des Wolfs bzw. Wildhunds, aber als Konsequenz aus ihr denkbar: Die menschlichen Jäger haben die Parallelen im Jagdverhalten des Wolfs zu ihrem eigenen Jagdverhalten erkannt und den Wolf domestiziert, um ihn zu ihrem Jagdgehilfen zu machen. Auch dies deutet Uerpmann an, wenn er dem domestizierten Wolf eine gewisse wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung zubilligt und weiter ausführt:

Es ist vielleicht kein Zufall, daß die frühesten, teils gesicherten, teils angenommenen Nachweise von Hunden aus der Zeit der Wiederbewaldung der gemäßigten Zonen der nördlichen Hemisphäre nach der letzten Vereisung stammen.

Die deutliche Zunahme von Funden am Ende der Eiszeit steht vielleicht tatsächlich mit der veränderten Jagdsituation in ursächlichem Zusammenhang. Das bedeutet aber doch wohl, dass eine Selektion auf jagdlich führbare Hunde stattgefunden haben muss, die wir nicht ausdrücklich Gebrauchshundzucht oder gar Rassehundzucht nennen müssen, die aber in diese Endzustände mündet. Es wäre bei dieser Grundannahme nicht haltbar, weiter von einer kompletten domestikatorischen Abstinenz des Menschen auszugehen.

So hat die Domestikation des Wolfes sicherlich die Jagdtechnologie erheblich verändert, und den Großwildjägern der offenen Kaltsteppen möglicherweise das Überleben im sich ausbreitenden Wald erleichtert oder erst ermöglicht.

Die mutmaßlichen charakterlichen und jagdstrategischen Gemeinsamkeiten von Wolf und Mensch fasst Olsen so zusammen:

Early human hunter-gatherer societies and wolf packs are similar in a number of respects. Both are comprised of social units that are relatively small in number. Both are capable of hunting over open ground or wooded areas, pursuing rather large game and exerting considerable physical effort and energy over prolonged periods to accomplish their goals. Both use hunting methods that require a pack, or team, effort rather than that of a lone hunter (Olsen, 16).

Das zu erlegende Wild wird eher gemeinsam bis zur Erschöpfung gehetzt, wie Olson meint, denn aus einem gemütlichen Hinterhalt erschossen. Der Vorgang des Jagens ist deshalb auch erschöpfend für die Jäger, und er dauert wesentlich länger als der Konsum des Erjagten. Die Jagd als Arbeit ist weder für Mensch noch Wolf geschlechtsspezifisch, meint Olsen (16). Die Teilnahme an der Jagd

gründet auf der persönlichen Reife und Fähigkeit zu erfolgreichem Jagen. Die zur Jagd unfähigen Mitglieder der Gruppe bzw. des Rudels (Alte, Nachwuchs mit Betreuung) warten den Erfolg der Jagd an einem Treffpunkt ab. Die Jagd findet also für die gesamte Gruppe statt. Das führt zur Sitte des Teilens. Jagen in der Gruppe ermöglicht es Mensch und Wolf, Tiere zu erlegen, die bedeutend größer sind als die Jäger.

Und das führt bei der Mammuth-Jagd dazu, dass die menschlichen Jäger nur die besten Stücke auslösen können, der Rest wird den Wölfen überlassen - nimmt der westlich Denkende an: Aber darf ein nicht-westlich denkender Jäger vom erlegten Tier etwas achtlos liegen lassen? Dass auch die Wölfe Wild jagen, das größer ist als sie, bemerken die Menschen als weitere Gemeinsamkeit.

Eine weitere Übereinstimmung ist die selektive Jagd auf junge, kranke oder alte Tiere, die leichter zu erjagen sind. Bestimmte Verhaltensweisen dieser bevorzugten Jagdobjekte werden als Signal (Olsen, 17) gedeutet, dass das Objekt heimlich damit einverstanden ist, vom Jäger getötet zu werden - wie schamanisch geprägte Jägerkulturen annehmen. Die Beobachtung, wie Wölfe den "Hütegriff" einsetzen, um das Beutetier zu schwächen, oder wie sie die Beute durch einen Biss in die Nase festhalten, bis die Rudelmitglieder das Tier getötet haben, weckt vielleicht den Wunsch, diesen Wolf für die eigenen Zwecke einzusetzen.

Auch die Tatsache, dass die Wölfe dem Jagdobjekt schneller folgen und besser mit der Nase jagen können, mag die Paläomenschen zur Nutzung gereizt haben. Auch gegen diese schöne Theorie gibt es schwerwiegende Gegenargumente: Wenn Vilà u.a. meinen, homo sapiens sapiens habe frühestens um -133.000 begonnen, Wölfe zu zähmen, dann ist dem zunächst entgegenzuhalten, dass bislang sich niemand der Mühe unterzogen hat, diesen großen Zeitraum bis heute zu füllen. Ich habe einige Ideen dazu

vorgestellt in diesem Band, gebe aber gern zu, dass mir wohler wäre, wenn man den Beginn der Domestikation nicht beim mtD-NA-Maximum von 135.000 Jahren, sondern beim Minimum von 76.000 Jahren beginnen ließe. Ab diesem Zeitpunkt ist der Anatomisch Moderne Mensch wenigstens spurenweise zu erfassen. Davor bewegt man sich im ziemlich luftleeren Raum, denn die Berechnungsmethoden der Molekulargenetiker sind recht flexibel und die archäologischen Funde werden mit zunehmender Jahreszahl immer dünner. Wenn man mt-DNA-analytisch die Trennung von Wolf und Hund zwischen -74.799 und -133.000 annimmt, kommen als Regionen der Domestikation Afrika und der vorderasiatische Korridor vom Sinai bis zum Kaukasus in Frage.

Mit Afrika wird es sehr schwierig, da nur der Äthiopische Wolf als Kandidat in Frage käme. Morphologisch bietet er durchaus einige Trümpfe, als da sind geringes Gewicht und Veranlagung auch zum Einzelgängertum. Aber es ist strittig, ob es eine erste Auswanderung über das Horn von Afrika nach Südasien gegeben hat (> 16: Karte), und wenn ja, dann spricht viel dafür, dass diese Wandergruppe noch keinen Hund dabei hatte, denn sonst hätten die australischen Aborigines schon den Dingo vor -10.000 haben müssen.

Nimmt man an, dass der um -75.000 im Stadium der Domestikation befindliche Wolf als Jagdgehilfe gegen Großwild eingesetzt wurde, dass dies also das eigentliche Motiv zu seiner Domestikation gewesen sei, dann steht man vor dem Problem, dass die Waffenausstattung des damaligen Menschen nur Nahkampfwaffen waren. Ein Sichthetzer hätte das Anschleichen an die Beute schlicht verpatzt - wenn der Mensch damals Großwild offensiv bejagte und sich nicht mit Aas begnügte. Die australischen Aborigines benutzen zwar den Dingo, um kleine Jagdtiere zu orten, aber um Känguruhs zu jagen, lassen sie ihn lieber zu Hause (Koler-Matznick, 100). Wölfe aber jagen rein instinktiv

Großwild und lassen sich davon - zumindest im Stadium beginnender Domestikation kaum abbringen. Ihre Verwendung wäre also kontraproduktiv. Hinzu kommt, dass hungrige Wölfe ihre Beute aggressiv verteidigen, also nicht gern mit dem Jagdpartner Mensch geteilt hätten: Der hätte sich Anzüge zum Schutzhundtraining anlegen müssen, um dem Wolf oder gar den Wölfen die Beute abzunehmen. Sieht man sich aber bei Pariah-Hunden (11 bis 16 kg) um, dann stellt man schnell fest, dass sich ihnen der Mensch als Kleptoparasit aufzwingen kann: Ihre Beute, selbst wenn sie für ihre Welpen bestimmt ist, wird vom Parasiten Mensch konfisziert, wie Koler-Matznick (100) das lapidar formuliert. Das sollte man mal bei einer Wölfin versuchen... Im Gegenteil: Statt sich widerspruchslos die Beute abnehmen zu lassen, ist es belegt, dass Wölfe durchaus kleine Kinder als Beute ausmachen - Rotkäppchen lässt grüßen:

Fearless wolves that associate man with food may injure humans (Mech; in: Koler-Matznick, 101).

Außerdem muss man eine Kostennutzenrechnung aufmachen: Was kostet es den Menschen, einen Wolf bis zu dessen zweitem Lebensjahr durchzufüttern, um dann mit ihm gemeinsam jagen zu können? Wölfe brauchen Futter mit hohem Proteingehalt, wie die menschlichen Jäger selbst man würde sich zwei Jahre lang einen Nahrungskonkurrenten halten, der zwischendurch - wenn er hungrig ist - auch schon mal aggressiv wird, und wenn es dann so weit ist, dann vermasselt er dem Jäger die Pirsch. Und dann muss die Frau des Jägers noch darauf achten, dass der langsam flügge werdende Jungwolf sich nicht renaturiert. Ein bisschen viel auf einmal. Kleinere Caniden wie der Dingo sind mit einem Jahr fertig, sie brauchen deutlich weniger Futter und sind etwas leichter zu lenken als Wölfe. Das könnte sich schon eher Johnen. Aber ist es angemessen, so betriebswirtschaftlich an die Frage heranzugehen?

Der sich selbst domestizierende Wolf bzw. Wildhund

Über diesem gemeinsamen Nenner der Selbstdomestikation - bei den einen früher, bei den anderen später - verschmelzen die Zähler "Wildhund" und "Wolf" zu einer amorphen Masse. Uerpmann referiert diese These, macht sie sich aber nicht zu eigen:

Hunde gehören zu den ältesten Haustieren, vermutlich sind sie die ältesten Haustiere überhaupt. Dennoch stellt ihre im biologischen Sinn völlig einwandfreie Domestikation keine Domestikation im archäologischen Sinn dar. Der Hund ist gewissermaßen ein Gegenbeispiel zum Rentier.

Der biologischen Domestikation leistet der Hund bzw. der Wolf, von dem er abstammt, durch seine Arteigenschaften Vorschub. Eine Domestikation im archäologischen Sinn scheitert bei ihm an seinen emährungsphysiologischen Gegebenheiten. Sein angeborenes und erlerntes soziales Verhalten prädestiniert den Wolf geradezu zum Haustier. Wie der Mensch ist der Wolf ein Großwildjäger, der dadurch, daß er vielen seiner Beutetiere in der Statur unterlegen ist, zur kollektiven Jagd gezwungen wird.

Die kollektive Jagd förderte die Entstehung sozialer Strukturen in den Jagdgemeinschaften, die Entwicklung von gegenseitiger Verständigung, Aufgabenteilung und sozialer Fürsorge. So haben sich zahlreiche Verhaltenskongruenzen zwischen Wolf und Menschherausgebildet - Kongruenzen, die auch heute noch das unter den verschiedenen Mensch/Haustier - Beziehungen einzigartige Verhältnis zwischen Mensch und Hund bestimmen. Es ist erwogen worden, daß der Wolf wegen der Abfälle die Lagerplätze des

NACHWORT 625

Menschen aufgesucht und sich so gewissermaßen selbst domestiziert hätte. Auch heute noch nähern sich in manchen Gebieten die Wölfe als Abfallfresser den Ortschaften, ohne daß es zu einer emotionalen Annäherung zwischen Mensch und Wolf oder umgekehrt käme. Viel wahrscheinlicher ist, daß junge Wölfe ähnlich wie viele andere Jungtiere von Jägerhorden aufgezogen wurden.

Der Pflegetrieb des Menschen für Jungtiere aller Art kann sicher auch für frühere Zeiten vorausgesetzt werden. Annähernd ausgewachsen dürften solche Tiere -wenn sie nicht in die Freiheit entkamen - normalerweise verspeist oder rituell getötet worden sein.

Die Chance, diesem Schicksal zu entgehen, war umso größer, je besser ein Individuum sich in die Sozialstruktur der Jägerhorde einfügen konnte. Sie war für einen halberwachsenen Bären sicher verschwindend gering, während vor allem besonders unterordnungsfähige Wolfsindividuen vermutlich viel häufiger als andere Tierarten innerhalb eines menschlichen Gruppenverbandes bis zur Geschlechtsreife und länger geduldet wurden.

Zur sexuellen Isolation dieser Tiere von den freilebenden Wölfen brauchte der Mensch keinen bewußten Beitrag zu leisten. Sicher verstanden solche Tiere sich selbst als Angehörige des menschlichen Jagdverbandes und standen den Wolfsverbänden der Umgebung ablehnend gegenüber. Gleiches ist umgekehrt anzunehmen.

Wenn es zur Fortpflanzung zahmer Wölfe kam, dann wohl ganz überwiegend nur zwischen zahmen Tieren. Da Wölfe schnell auf veränderte Lebensumstände reagieren, dürfte es in Folge der sexuellen Isolation auch schnell dazu gekommen sein, daß Unterschiede zwischen Wolf und Hund manifest, die Domestikation erkennbar wurde. Trotzdem war diese Domestikation - wie oben angedeutet - in wirtschaftsgeschichtlicher Hinsicht nicht von der Bedeutung, daß man sie etwa als entscheidendes Ereignis an den Anfang des Neolithikums stellen könnte.

Der Hund ist als überwiegender Fleischfresser zwar in der Lage, einige Nahrungsquellen zu nutzen, die der Mensch sich nicht erschließen kann, wie Aas und Knochen, er ist aber überwiegend auf die gleiche Nahrung angewiesen wie der Mensch selbst. Hunde können daher nicht zum Zweck der Fleischproduktion gehalten werden, da man - überspitzt ausgedrückt - das zu erzeugende Fleisch zunächst anderweitig beschaffen und an die Hunde verfüttern müßte.

Dass Hunde sich in einem späten Stadium ihrer Entwicklung mancherorts zu so extremen Abfallverwertern ausgebildet haben, daß sie dort zu echten Fleischerzeugern geworden sind, widerspricht den obigen Aussagen nicht grundsätzlich, denn von frisch domestizierten Wölfen ist Entsprechendes nicht zu erwarten. Auch andere Ausnahmesituationen, in denen Hunde zu Fleischproduzenten werden können, wie etwa in Fischereisiedlungen mit sehr eiweißreichen Abfällen, sind kein prinzipieller Widerspruch zum Gesagten.

So machte die Domestikation des Wolfes die Jagd nicht entbehrlich, sie erleichterte sie allenfalls. In dieser Hinsicht hat auch die Domestikation des Wolfes eine gewisse wirtschaftsgeschichtliche Bedeutung. Insbesondere für die Jagd in waldbedecktem Gelände verschafft der Spürsinn des Hundes dem Jäger entscheidende Vorteile. Es ist vielleicht kein Zufall, daß die frühesten,

teils gesicherten, teils angenommenen Nachweise von Hunden aus der Zeit der Wiederbewaldung der gemäßigten Zonen der nördlichen Hemisphäre nach der letzten Vereisung stammen. So hat die Domestikation des Wolfes sicherlich die Jagdtechnologie erheblich verändert, und den Großwildjägern der offenen Kaltsteppen möglicherweise das Überleben im sich ausbreitenden Wald erleichtert oder erst ermöglicht.

Sie hat jedoch nicht zur Ablösung der Jagd durch die Tierzucht geführt. Selbst in ideengeschichtlicher Hinsicht antizipiert die Wolfsdomestikation nicht die Wirtschaftstierhaltung. Es ist ein wesentlicher Unterschied, ob ein sozial anpassungsfähiges Tier, das von sich aus den Kontakt zur Gruppe wahrt und sich auf gleiche Weise ernährt wie der Mensch, als nützlicher Bestandteil einer Jagdgemeinschaft aufgenommen wird, oder ob Huftiere mit fremdem Sozialverhalten und völlig abweichender Emährung gehalten und gezüchtet werden.

Daher hat der Besitz von Hunden, der nachweislich in Europa und vermutlich auch in Amerika und Ostasien dem Besitz sonstiger Haustiere weit voranging, auch nicht die Domestikation anderer Tiere in diesen Gebieten stimuliert.

Die Selbstverständlichkeit, mit der der Hund heute unterschiedslos in die allgemeine Gruppe der Haustiere eingereiht wird, ist sicherlich erst spät dem Bedürfnis zur Kategorisierung der Umwelt entsprungen. Um solche Sonderfälle, wie der Hund und andere Fleischfresser unter den Haustieren sie darstellen, terminologisch auszuschließen, erscheint es sinnvoll, innerhalb der Kategorie der Haustiere die Gruppe der "Wirtschaftstiere" als eigene Teileinheit zu unterscheiden. Wirtschaftstiere sind jene Haustiere, deren Zweckbe-

stimmung die Produktion von tierischem Eiweiß für die menschliche Emährung ist. Ihre Domestikation ist die wirtschaftliche Grundlage der Neolithisierung (Uerpmann, 1979, S. 18-20).

Uerpmann bietet einen Kompromiss an: Der biologischen Domestikation leistet der Hund bzw. der Wolf, von dem er abstammt, durch seine Arteigenschaften Vorschub. Das ist die Konvergenz: Beckmanns Hund leistet kompletten Vorschub, und Uerpmanns Wolf, wie hoch ist sein Vorschub zu veranschlagen? Sein angeborenes und erlerntes soziales Verhalten prädestiniert den Wolf geradezu zum Haustier. Die Differenz zwischen Uerpmann-Wolf und Beckmann-Wildhund schmilzt wie Schnee in der Sonne: Verhaltenskongruenzen zwischen Wolf und Mensch erzwingen angeblich die Domestikation. Kongruenzen, die auch heute noch das unter den verschiedenen Mensch/Haustier - Beziehungen einzigartige Verhältnis zwischen Mensch und Hund bestimmen. Der Wolf fühlte sich vielleicht vom Lagerfeuer und dem Bratenduft angezogen, vielleicht betrachtete er das Camp der Jäger als Teil seines Terrains: Eindringlinge in sein Terrain wurden laut gewarnt, und die Leute "seines" Camps gleich mit. Diese Möglichkeit greift Susan Crockford auf und verschafft ihr die physiologische Basis:

Die unbewusste Domestikation und die Schilddrüse

Wir brauchen für Uerpmanns Überlegungen eine realistische Basis, die sein Szenario akzeptabler macht vom Wolf, der sich selbst zum Hund domestiziert - nicht vollends, aber doch mindestens den Anfang dazu macht. Und wir brauchen eine Garantie, dass die ersten Schritte der (Selbst)-Domestikation nicht wieder zunichte gemacht werden durch unkontrollierte Rückkreuzung mit der Wildform. Dazu bräuchten wir mindestens das Kategorienpaar Wild/Zahm, besser das Paar Natur/Kultur.

Dass die Paläomentalität diese Grenze zu ziehen vermag, haben wir z.B. bei den Ainu sehen können. Allerdings müssten die Menschen wissen, dass wiederholte Rückkreuzungen die Anfangserfolge der Domestikation vernichten können. Diese Erkenntnis ist aber nur a posteriori möglich. Da multiple Domestikation des Wolfs zum Hund möglich ist, könnte man einiges Scheitern einkalkulieren. Insgesamt aber bleibt das bislang entworfene Szenario unbefriedigend, weil es mit zuviel Risiken behaftet ist. Susan Crockford hat 1998 ein Modell evolutionärer Domestikation vorgelegt, in dem alle bislang erkannten Risiken aufgefangen sind und der Mensch keinen aktiven Part zu Beginn der Entwicklung übernehmen muss. Die Überlegungen von Uerpmann und Beckmann/Beckmann zum sich selbst domestizierenden Wolf bzw. Wildhund sehen sich nun vom Kopf auf die Füße gestellt: Crockford geht davon aus, dass eine relative Sesshaftigkeit der Jäger, Fischer und Sammlerinnen eine anthropogene Umwelt schafft, die attraktiv auf den Wolf wirkt, und ich füge hinzu, auch auf andere Wildtiere.

Denn der menschliche Urin, auf einem fest umrissenen Areal etwas außerhalb der Siedlung abgelassen, wirkt wie ein Salzleckstein. Eine Art Kirrung, mit der das Wild seine Zurückhaltung und Scheu vor den Menschen reduziert. Die Wildkonzentration selbst, aber auch zusätzliche Anreize wie menschlicher Kot und Nahrungsabfälle bieten sich Wölfen zur Verwertung an, aber nur den Wölfen, die stresstoleranter sind als andere in ihrem Rudel und die daher die Distanz zum Menschen reduzieren.

Diese individuellen Unterschiede im Verhalten sind auf die unterschiedliche, individuelle Ausstattung aller Säugetiere mit Thyroxinen (~ Schilddrüsen-Hormone) zurückzuführen. Die Produktion von Thyroxinen wird vom Gehirn über den Hypothalamus gesteuert. Die Thyroxine selbst steuern alle jene Charakteristika, die für die Domestikation von Belang sind (Crockford, 2000, 11-2):

- die generelle Reduktion der Größe,
- die rostrale Reduktion (> 4-5),
- die Reduktion der Horngröße bei behornten Wildtieren,
- die Zunahme der weißen Abzeichen (~ Aktivierung der rezessiven Allele des S-Genorts; > 82-4),
- die Zunahme einheitlicher Fellfarben (~ Rot, Gelb oder Schwarz),
- die Zunahme der Gehorsamsintelligenz und die Abnahme der Scheu (~ Fluchtdistanz),
- die Zunahme der Fruchtbarkeit (~ größere Würfe),
- das frühere Eintreten der sexuellen Reife,
- die Erhöhung der Östrus-Frequenz
 (~ zwei bis drei Hitzen pro Jahr).

Die Verfrühung der sexuellen Reife bedingt jene Neotenie, die den Hund vom Wolf unterscheidet und den Wolf erst domestizierbar macht. Es sind also nicht allein die direkten Auswirkungen der Thyroxine (auf Haarfollikel und Melanozyten (~ Haut- und Fellfärbung), auf die Geschlechtshormone und auf das Wachstum im embryonalen und nachgeburtlichen Stadium). Wölfe, die eine anthropogene Umwelt zu kolonisieren wagen und ihre stress-intoleranten Rudelpartner zurücklassen, teilen auf Dauer die Wolfspopulation in zwei Lager:

Die kolonisierenden Wölfe paaren sich unter einander und reduzieren die genetische Variabilität in der Thyroxin-Produktion, die die Gesamtpopulation kennzeichnete. Die Nachkommen der kolonisierenden Wölfe haben am Genort, der die Thyroxin-Produktion steuert, einen reduzierten Allel-Satz: Sie entwickeln ein eigenes thyroid hormone pro-

duction profile (Crockford, 16). So entsteht in wenigen Generationen eine Art Wildhund. der im Verhalten, in der Reproduktion und im Körperbau sich bereits unterscheidet vom Wolf. Das kann sich in 20 Generationen, also in 40 Jahren bereits ereignen, das kann auch 200 Jahre gedauert haben. Wesentlich ist, dass der Mensch daran keinen aktiven Anteil gehabt haben muss. Diesen Vorgang nennt Crockford Protodomestikation. Er ist unumkehrbar, wenn sich ein neues Thyroxin-Gleichgewicht genetisch eingependelt hat. Gelegentliche Rückkreuzungen menschliche Teilnahme: Weder durch aktives Vermeiden noch Herbeiführen) mit der parallelen, unveränderten Canis-Form Wolf ändern daran nichts: Die stress-toleranten Nachkommen bleiben im anthropogenen Milieu, die anderen ziehen sich in die Population der Vorfahren zurück. Außerdem: Fast alle Merkmale der Neotenie werden dominant vererbt. Die Wildhunde, die die früheren, stress-toleranten Wölfe jetzt sind, vollenden den Prozess der Protodomestikation allein, ohne Zutun des Menschen. Der kann jetzt, wenn er will oder besser: wenn die Bedingungen dazu erfüllt sind, mit der bewussten oder unbewussten Domestikation im klassischen Sinn beginnen.

Denn er muss nicht mehr den Wolf domestizieren, sondern eine Wildform, die sich aus dem Wolf und parallel zu ihm selbst entwickelt hat und die alle Voraussetzungen selbst geschaffen hat für ihre endgültige Domestikation. Vilà u.a. liefern bereits 1999 (b) Hinweise für die Richtigkeit von Crockfords Annahme: Der Hund sei nicht aus dem Wolf, sondern beide aus einem dem Wolf, dem Hund und dem Coyoten gemeinsamen Vorfahren entstanden. Als Züchter wissen wir so gut wie Crockford (2000, 16), dass es genügt, eine erstaunlich kleine Anzahl von Schlüsselgenen zu bearbeiten, um die geforderten Rassekennzeichen hinsichtlich Fellfarbe, Körperbau und Verhalten zu "definieren" und zu stabilisieren. Und diese Schlüsselgene hängen unmittelbar mit der Thyroxin-Produktion zusammen. Hinzu kommen Mutationen,

die nicht unmittelbar mit der Tyroxin-Produktion zusammenhängen. Sie und die Schlüsselgene sowie spontane Mutationen wie Haarlosigkeit, Kurzbeinigkeit, Albinismus usw. sind ein Baukastensystem, aus dem später weit mehr als 400 Hunderassen weltweit definiert und stabilisiert werden. Zunächst aber stehen wir vor den Schlüsselgenen, die uns der Wildhund anbietet und mit denen wir heute als Züchter so relativ sicher und erfolgreich umgehen: Auch die paläomentalen Menschen, denen sich die Wildhunde zuerst angeboten haben, brauchten sich dieser Schlüsselgene nur zu bedienen, aber wir haben gesehen, dass eine bewusste Zucht durch den Menschen eine Bewusstseinsstufe voraussetzt, die in den ersten Phasen der Ursprungsgeschichte des menschlichen Bewusstseins noch nicht erreicht ist.

Wir können den Zeitpunkt, an dem diese nicht mehr rein matriarchale Form des Bewusstseins auftritt, nicht schematisch für alle Völker und Epochen festlegen, aber wir können diese Bewusstseinsstufe mit bestimmten Komponenten der Mythologie und der Rituale dieser paläomentalen Menschen verknüpfen. Und wir sahen mit Erich Neumann, dass die heldische Mentalität, die den realen Vater als biologischen Erzeuger erkennt und somit den Schlüssel bietet zur domestikatorischen Mentalität im klassischen Sinn, dass eben diese heldische Mentalität von der matriarchalen Form des Bewusstseins selbst hervorgetrieben wird. Wir sahen auch, dass die Schamanen und Schamaninnen - so ambivalent sie auch immer sein mögen -, die frühe Vorstufe dieses heldischen Bewusstseins repräsentieren, sind doch ihre Kämpfe mit Ungeheuern Vorformen jener Abenteuer, die die Söhne von Bären oder Hunden bestehen, um als Kulturbringer in die Geschichte ihrer Gesellschaft einzugehen. Wenn wir die Antworten auf die Frage, welche Funktion(en) der Hund in paläomentalen Gesellschaften hatte, in einem Satz zusammenfassen sollen, dann muss der lauten:

Dog makes us human.

Der Hund befördert onto- wie phylogenetisch die Entwicklung menschlichen Bewusstseins. Ab wann wir diesen allgemeinen dog als Rassehund begreifen dürfen, liegt zu einem Teil an uns selbst: Wenn wir heute bereit sind, den Hundetypen, die die Europäisierung Amerikas weitgehend unverändert überstanden haben, nämlich Chihuahua und Mexican Hairless, Rassestatus zuzubilligen, dann sollten wir auch ihren manchmal bereits vor 2.000 Jahren dokumentierten weitestgehend identischen Vorfahren diesen Status zusprechen, und ihren Besitzern und "Produzenten" den Status von Züchtern. Es schiene mir pure Überheblichkeit, dies nicht zu tun. Wenn wir uns aber zu diesem Schritt entschließen, dann gibt es kaum einen nachvollziehbaren Grund, nicht auch fast alle anderen der ungefähr 20 amerikanischen, d.h. voreuropäischen Varietäten Amerikas als Rassen zu begreifen:

Zum Beispiel den Wollhund, von dem es in Amerika drei eigenständig gezüchtete Rassen gibt - der Langhaarige Inca-Hund (> II) ist der dritte gesamtamerikanische Hund, der zur Textilproduktion gezüchtet wurde. Den Clallam-Dog der Salish im Nordwesten Nordamerikas kennen wir bereits, den Langhaarigen Pueblo-Hund habe ich kurz erwähnt: In allen drei Fällen kann man im jeweiligen Biotop einen Mangel an Alternativen zur Wollgewinnung feststellen - an den pazifischen Küstenregionen Nord- wie Südamerikas in den Zonen zwischen dem 45. und dem 50. Breitengrad

the lack of large game deprived the Indians of skins and furs for clothing. Similarly, in the desert region of southwestern North America, the scarcity of large wild animals caused the Pueblo Indians to innovate in making clothing (Pferd, 156-7).

Während die Indianer des Nordwestens Baumrindenstreifen, Vogelfedern und Wolle von den Bergziegen der Rocky Mountains der Hundewolle beimischten, fügten die südamerikanischen Küstenindianer zuerst die Wolle der kamelartigen Wildtiere Vicuna und Guanaco und später von deren Haustierformen Alpaca und Lama der Hundewolle hinzu:

One can accept easily the reason the dog was bred to have a wool-like coat when it is recognized that the Indians would have a difficult time capturing the swift traveling birds, mountain goats, or lamoids. How much easier life must have been after the earliest dog breeding specialist created an abundance of friendly animals with fine long hair for weaving (Pferd, 156-7).

So muss es in der Tat gewesen sein: Der Wolle liefernde Hund muss das indianische Leben bedeutend erleichtert haben - außerdem war seine Wolle ständig verfügbar. Sie muss der Hauptbestandteil der Textilien gewesen sein, nicht die Wolle der Bergziege, wie Gustafson glauben machen will. Der Aufwand, den man im Nordwesten treibt, um den Wollhund rein zu erhalten, ist nichts Anderes als züchterische Energie. Und auch der Langhaarige Inca-Hund ist offensichtlich bewusst auf Wolle gezüchtet worden.

Will man immer noch nicht zugeben, dass wir es trotz Paläomentalität mit Züchtern zu tun haben, dann ist das Geringste, was man über indianische Hunde sagen kann, dass sie in drei klar unterschiedenen Größenklassen vorkamen, die neben einander gehalten wurden. Pferd (76-7) weist nach, dass von den vierzehn indianischen Kulturräumen, die man über den ganzen Doppelkontinent unterscheidet, die meisten Kulturräume drei Größenklassen hatten: Die Östlichen Waldland-Indianer hatten den Common, den Small und den Short-legged (~ kurzbeinigen) Dog, die südlichen Indianer Südamerikas den Long-haired, den Patagonian (die Größe des English Foxhound) und den Fuegian Dog (um 40 cm), die subarktischen Indianer besaßen den Hare (etwas größer als Fox-Terrier), Common (etwas

kleiner als der Greyhound, aber nicht als Windhund gebaut; Schädelbreite über Wangenknochen 102 mm) und Short-legged Dog (etwa wie der Basset Hound), die Indianer der Nordwestküste den Klamath (50 cm), Clallam (der Wollhund: unter 50 cm) und Short-legged Dog, die Indianer des Südostens von Nordamerika den Common, Small und Short-nosed Dog (wie ein Fox-Terrier), und die mittelamerikanischen Indianer hatten den Small, den Short-nosed und den Hairless Dog: All diese indianischen Kulturräume waren in der Lage, die Charakteristika ihrer drei Grundtypen über tausende von Jahren zu erhalten.

Sind sie dennoch keine Züchter? Die Arktischen Indianer (~ Inuit) und die Plains Indianer hatten zwei Rassen: Den Eskimo-Dog (um 50 cm) und den Malamute (60 cm) im erstgenannten und den Sioux- (Rüden bis 70 cm) und Plains-Dog (um 50 cm, Kopflänge am Skelett 170 mm, Schädelbreite über Waangenknochen 105 mm) im letztgenannten Kulturraum. In den Great Basin (den Plains und den Common-Dog), Plateau (dto.) und Caribbean Cultural Groups (Common und Hairless) gab es ebenfalls zwei Größenklassen.

Und zwei Kulturräume besaßen je vier Rassen: Die Southwest Cultural Group den Plains-, den Small-, den Long-haired Pueblo (um 50 cm) und den Short-nosed Dog, und die Inca-Gruppe züchtete den Inca-, den Long-haired, den Pug-nosed (~ dem Bulldog ähnlich) und den Hairless Dog. Die Kalifornischen Indianer bilden den einzigen Kulturraum mit nur einer Rasse, und das ist der Short-nosed Dog. Einige Rassen kommen in mehreren Kulturräumen vor, in anderen kommt nur eine Rasse vor. Der Common Dog ist verbreitet in sechs Kulturräumen, zehn Rassen kommen in je nur einem Kulturraum vor. Leser, die es immer noch stört, dass ich den Begriff Rasse verwende, sollten einmal ihr Verständnis von Rasse überprüfen, indem sie die Unterschiede zwischen einigen FCI-Rassen aufzählen: Man vergleiche den *Bretonischen* mit dem *Welsh Springer Spaniel*, den *Harrier* mit dem *Foxhound*, den *Irish Water Spaniel* mit dem *Pudel* und *Portugiesischen Wasserhund*. Oder: Man zähle die Unterschiede auf zwischen *Kuvasz* und *Tschuvac*. Die Unterschiede zwischen den gleichzeitig in einem Kulturraum anwesenden indianischen Hunderassen sind bedeutend größer.

Ich behaupte nicht für alle Rassen denselben züchterischen Aufwand: Zwischen der Zucht des Clallam-Wollhundes und dem Common Indian Dog liegen Welten an Reflexion. Zur Zucht der Sioux Dogs hat uns die Hidatsa-Indianerin Buffalo-Bird-Woman nicht nur ein komplettes Zuchtprogramm überliefert, wir können davon ausgehen, dass auch die Indianerinnen der anderen Sioux-Stämme (Dakota, Mandan und Arikara) diese Hunde sehr bewusst züchteten:

These Sioux Dogs were a distinct breed of local origin and were consistently maintained by careful selection of pups from each litter (Pferd, 90).

Wir wissen heute, dass die amerikanischen und die eurasischen Hunde einen gemeinsamen zentralasiatischen Ursprung haben. Und es ist kein Zufall, dass sich in Europa bis zur Ankunft des Kolumbus in Amerika 14 Varietäten unterscheiden lassen, wie dies bereits 1487 Juliana Berners in ihrer Handschrift mit dem Titel The Boke of St. Albans bilanziert hat. 1576 zählt Johannes Caius. Doktor der Medizin an der Universität von Cambridge, in seinem Buch Of English Dogges, the Diversities, the Names, the Nature and the Properties 22 Varietäten auf (Pferd, 11). Bemerkenswert daran ist, dass in Amerika wie in Europa sich die Hunde über mindestens 30.000 Jahre separat, aber offensichtlich parallel entwickelten, denn es gibt im 16. Jahrhundert in beiden Kontinenten die gleiche Anzahl von Varietäten und Größen. Und man kann in Europa vier Gruppen unterscheiden: Die großen Jagdhunde, die mittelgroßen Jagdhunde für die Vogel-

jagd, den Schoßhund und als vierte Gruppe die Rustici ~ die Bäuerlichen Hunde, die in verschiedenen Größenklassen und Aufgabenbereichen gezüchtet werden: Den Herdenschutzhund, den Hütehund und den Hofhund. Und die Entwicklung des Menschen vom Jäger und Sammler zum Gärtner, Ackerbauer und Viehzüchter spiegelt die Phasen wider, in denen die vier Gruppen entstanden sind: Die Jagdhunde im Paläolithikum und im Mesolithikum, die Bäuerlichen Hunde im Neolithikum und die Schoßhunde am Anfang der Metallzeiten.

Natürlich ist dies reichlich schematisch, aber mindestens das Mesolithikum bietet in seinen archäologischen Zeugnissen hinreichend Evidenz, dass die Menschen dieser Epoche in Europa, Asien und Nordamerika sich befanden in einem *gradual process of selective breeding* (Pferd, 12). Zunehmende züchterische Praxis ist vereinbar mit Paläomentalität: Die setzt nur die Akzente für die Selektionskriterien etwas anders als dies in der "modernen" Rassehundezucht geschieht. Wie das gehen könnte, schlage ich im Folgenden vor, zunächst noch einmal an Uerpmann anknüpfend (> 617-9):

Die Verzahnung von Proto-Domestikation und menschlicher Aktivität

Wechselseitiger Nutzen mag die ersten lockeren Beziehungen zwischen Menschen und Wölfen gefestigt (Olsen, 18) und dazu geführt haben, dass verwaiste Wolfswelpen vom Menschen adoptiert wurden. Die angeblich leichte Prägbarkeit des Welpen und der Respekt der Menschen vor dem Wolf im Allgemeinen bewirkten eine Synergie: Der Beginn der Domestikation?

The modern wolf ... appears to be an animal that will easily and fully accept the companionship of humans in a manner that nearly approaches that of fully domesticated dog (Olsen, 19).

Die Selbstdomestikation des Wolfs als Verwerter der Lagerabfälle des Menschen schließt Uerpmann aber aus. Für ihn ist der Pflegetrieb des Menschen für Jungtiere aller Art eher ausschlaggebend für die Domestikation; wenn es aber ein Pflegetrieb für Jungtiere aller Art ist, warum kommen dann nicht auch Lämmer von Wildschafen, Zicklein von Wildziegen usw. in Frage? Ist mit der Bemutterung von einzeln gefundenen Jungtieren schon der Weg zur Domestikation automatisch beschritten? Offensichtlich nicht. Und wenn die erwachsenen Tiere sich ungebührlich benehmen?

Annähernd ausgewachsen dürften solche Tiere - wenn sie nicht in die Freiheit entkamen - normalerweise verspeist oder rituell getötet worden sein. Der Gegensatz zwischen "Pflegetrieb" und zweckgebundenem Denken hinderte viele Europäer nicht daran, das Schwein der Familie trotz aller emotionaler Zuwendung zu schlachten. Interessanter ist schon die Einlassung, dass die neuen "Haustiere" in die Freiheit entkommen konnten. Wie stellten sie das an? Versuchte man, sie daran zu hindern? Offensichtlich vertraute man auf die mehr oder weniger ausgeprägte Fähigkeit des gefangenen Jungtiers, sich in die Sozialstruktur der Jägerhorde einfügen zu können. Und das war angeblich sehr einfach, denn die kollektive Jagd förderte die Entstehung sozialer Strukturen in den Jagdgemeinschaften, die Entwicklung von gegenseitiger Verständigung, Aufgabenteilung und sozialer Fürsorge - wie Uerpmann schreibt, im Wolfsrudel. Aber ja wohl gleichermaßen in der Jägerhorde. Ist das nicht ein wenig blauäugig, die Homologie von Strukturen als für einen von einem Jungtier erlebbaren Faktor zu konzipieren? Die Chance, dem Kochtopf zu entgehen, sie

war für einen halberwachsenen Bären sicher verschwindend gering, während vor allem besonders unterordnungsfähige Wolfsindividuen vermutlich viel häufiger als andere Tierarten innerhalb

eines menschlichen Gruppenverbandes bis zur Geschlechtsreife und länger geduldet wurden.

Das gefangene Bärenjunge wurde doch wohl gleich in Kochtopf-Perspektive zuerst in der "Familie" und bei zunehmendem Risiko bis zu seiner Schlachtreife in stabilen Holzkäfigen gehalten, wie wir das von paläo-sibirischen Bärenjägern wissen. Wurden aber auch die Wolfswelpen in Käfigen gehalten? Wohl kaum, wie hätten sie sich unter diesen Haltungsbedingungen sozialisieren sollen? Diese unbequemen Fragen praktischer Art werden von den meisten "Theoretikern" erst gar nicht in den Horizont der Nachdenklichkeit gestellt: Wie haben die Paläolithiker den "Wolf" an der Reintegration in die Wildnis gehindert? Auch Jack Londons Wolf ist nicht immer zu Hause geblieben. Es gab noch keine Metallketten, um den "Wolf" festzuhalten. Hat man auch die erwachsenen Wölfe in Holzkäfige gesperrt? Wir sahen bei paläosibirischen Hundezüchtervölkern, dass sie ihre Hunde mit rein paläolithischen Mitteln anbinden konnten. Und die Frage ist doch weniger, ob sie bis zur Geschlechtsreife oder gar länger geduldet wurden: Die Frage ist doch eher, ob sie sich nicht mit der Geschlechtsreife von der Jägerhorde in die Wildnis verabschiedeten, oder schon früher als F1 mit ihrer läufigen Mutter dorthin entschwanden. Und schwingt in der Duldung nicht mit, dass die Menschen sich mit der Domestikation keinerlei Mühe gaben? Es bleibt also in Uerpmanns Perspektive so, dass der Wolf sich bitte schön selber domestizieren muss. Dann aber ist die Beckmann-Perspektive attraktiver, denn da bringt der Wildhund von sich aus den Wunsch zur Selbstdomestikation mit. Nur bleiben die Beckmann-Schwestern die Antwort schuldig auf die Frage, warum der Wildhund diesen Wunsch haben sollte: Da greift dann die physiologische Perspektive von Susan Crockford (> 619-21). Und noch eine letzte Frage an Uerpmann: Was ist ein frisch domestizierter Wolf? Impliziert die Formulierung

nicht geradezu eine gleitende Skala statt einer Ja-Nein-Domestikation des Wolfs? Ist der Vorgang also eher eine quantitative Zunahme in den einzelnen Domestikationskriterien der Probanden als ein einziger rein qualitativer Sprung vom Zustand der Wildform in den Haustierstatus? Bedeutet aber eine eher quantitative als qualitative Sicht nicht auch, dass die Menschen eine längerfristige Perspektive haben mussten, über viele Generationen von zuerst gezähmten, dann teildomestizierten bis vollständig domestizierten Wolfnachkommen hinweg? Eine Perspektive analog zu der von Belyaev, als er begann, Füchse zu selektieren auf Verringerung der Fluchtdistanz? Die Paläomenschen hatten weder diesen Erwartungshorizont noch die Fähigkeit und Bereitschaft Belyaews, ein über 20 Jahre laufendes Experiment zu organisieren. Und sie konnten das Ende im Schillerschen Sinn, d.h. das Ziel des Vorgangs nicht absehen, so wie wir es lässig aus der Retrospektive können. Janice Koler-Matznik hat 2002 in einem umfassenden Artikel noch einmal die bisherigen Theorien zur Domestikation des Hundes Revue passieren lassen, indem sie das uns bekannte typische Verhaltensmuster des Wolfs in Freiheit und Gefangenschaft abgefragt hat auf seine Domestizierbarkeit.

Sie kommt zu dem Schluss, dass der Wolf ein unpassender Kandidat zur Domestikation, erst recht zur Selbstdomestikation ist. Ihre Argumente: Der Wolf ist ungeeignet zur Selbstdomestikation, da er ein Kulturflüchter ist im Gegensatz zum Fuchs beispielsweise, bei dem Belyaev immerhin 20 Generationen brauchte, um die Fluchtdistanz auf 30 cm zu reduzieren. Nun ist der Fuchs kein Rudeltier, und das wird für den Wolf immer wieder ins Spiel gebracht: Er sei auf Geselligkeit angelegt und tausche gern und schnell seine Rudelgesellen gegen menschliche Begleitung. Nur vergisst man dabei leider, dass im Wolfsrudel eine klare Hierarchie herrscht, und dass Wölfe daher grundsätzlich aufsteigen wollen in der Rangfolge ihres Rudels. Das macht Wölfe in Gefangen-

schaft relativ gefährlich. Andererseits ist es gelungen, ein Wildtier, das Einzelgänger ist, zu domestizieren: Die Katze. Man kann auch Wölfe zähmen, aber man kann keine stabil abrufbaren Verhaltensmuster mit ihnen vereinbaren, deshalb gibt es auch keine Wolfsnummern im Zirkus zu bestaunen. Die Idee, der Wolf habe sich wegen der Nahrungsabfälle in den Lagern der Menschen vom Beutegreifer zum Straßenreiniger von selbst gewandelt, berührt wieder den Aspekt des wölfischen Energiebedarfs, auf den ich schon eingegangen bin.

Ein anderer Aspekt ist der, dass die Paläomentalität es nicht zulässt, Abfälle in dem Ausmaß zu "produzieren", dass die Vertilgung dieser Reste für Wölfe attraktiver gewesen wäre als die eigene Jagd. So bald der domestizierte "Wolf" von den Paläomenschen nicht mehr als Wolf ~ Wildtier aufgefasst, sondern als Tier auf der Grenze zwischen symbolischen Bereichen betrachtet wird, sieht sich der Paläomensch in der Pflicht, die Verantwortung für die Taten seines Hundes zu übernehmen. Das bedeutet. dass der in Domestikation befindliche Wolf den Tabus des Jagdrituals unterliegt, wie es vom Hund hinreichend dokumentiert ist. Der Wolf ist so spezialisiert, dass es unwahrscheinlich wäre, wenn er sich zum Generalisten wandelt. Generalistische Caniden wie Rotfuchs und Koyote reproduzieren sich sogar in urbanem Milieu (Koler-Matznick, 102): Auch das ist vom Wolf nicht bekannt.

Vorläufige Bilanz

Es ist also eher unwahrscheinlich, dass sich ein Wolf zur Domestikation dem Menschen angeboten hat. Selbstdomestikation und/oder Domestikation des Wolfs, und zwar des Grauwolfs, durch die eiszeitlichen Jäger - das sind die gängigen Modelle, wie man sich die Domestikation des Wolfs bzw. Wildhunds zum Haushund vorstellt. Nun klingen beide Modelle einleuchtend für uns, die wir das vorläufige Ergeb-

nis eines schon Jahrtausende währenden Prozesses erleben und bewahren und vielleicht auch noch intensivieren. Die Gefahr ist groß, aus heutiger Kenntnis- und Gefühlslage unreflektiert auf das Zustandekommen früherer Vorgänge und Motivationen zu schließen. Mit unserem westlichen Hintergrund zweckgebundenen Denkens verstellen wir uns wahrscheinlich mehrere weitere Modelle der Domestikation des Wolfs/Wildhunds zum Hund, die vielleicht schlüssiger sind, die aber mindestens einbezogen werden sollten in die Diskussion:

Eine Idee ist, dass der Wolf als lebende Speisekammer domestiziert wurde, wie auch Langkavel bereits vor gut hundert Jahren angenommen hat. Können wir aus dem heutigen Verbreitungsgebiet von Hundefleischessern Rückschlüsse auf das Zentrum oder die Zentren der Wolfdomestikation ziehen? Wohl kaum, denn es steht fest, dass der Hund in Mittelamerika verzehrt, dort aber nicht domestiziert wurde. Nun können wir parallel zu dieser Erkenntnis annehmen, dass der Hund und der Brauch, ihn (zunächst) nur zeremoniell zu verzehren, mit den ersten Einwanderern nach Amerika importiert wurde. Die Frage verlagert sich also ins westliche Zentralasien, wo der (Wild-)Hund mit großer Wahrscheinlichkeit domestiziert und auch verzehrt wurde, bevor sich die Gruppen der Anatomisch Modernen Menschen zwischen Kaukasus und Zentralasien trennten und südwärts bzw. nordwärts wandernd ein Hundefleischkonsum-Zentrum in Südostasien, ein anderes in Nordostasien und ein drittes in Nordafrika (> II) gründeten neben weiteren Zentren wie dem keltischen Kulturraum, in dem der Hund auch vom rituellen Lebensmittel zum alltäglichen Nahrungsmittel degradiert wurde. Der Hund wurde vermutlich gleich nach seiner erfolgreichen Integration zu einem Kultobjekt, das gleichermaßen verehrt wie verzehrt wurde. Überlegen wir deshalb kurz, wie der Hund den Status eines Fetischs erlangen konnte.

Der Hund als Fetisch?

Der Hund wird als Teil des familialen Ganzen begriffen: Er kann nicht physisch gegessen - und das heißt: eingekörpert - werden, weil er schon symbolisch eingekörpert ist in die menschliche Gesellschaft, zu der er in metonymischer Relation steht: Er ist ein tierischer Teil des menschlichen Ganzen. Insofern ist er "objektiv" überbewertet und eignet sich zum Fetisch, aber auch zum zeremoniellen "Opfer". Gleichzeitig wird der Hund als subhuman und als Antithese zum Menschen erkannt (er ist unrein, inzestuös usw.). Jetzt steht er in einer metaphorischen Relation zur menschlichen Gesellschaft, getrennt durch den tiefen Graben von Unvereinbarem, aber vereint mit dem Menschen durch den Menschen, der ein menschliches Modell von Inzest auf den Hund überträgt. Insofern ist der Hund "objektiv" unterbewertet und eignet sich zum Sündenbock, aber auch zur verächtlichen Kennzeichnung eines angeblichen "Untermenschen". Diese negative Richtung wird ein Hauptakzent des 2. Bandes sein, hier geht es um den positiven Akzent des Hundes, der ihn zum Fetisch geeignet macht. Wer das Szenario vorsätzlicher und schneller Domestikation nicht akzeptiert, wird eher annehmen, dass die Zähmung von Wölfen unmerklich in Domestikation überging: Die Mentalität der steinzeitlichen Jäger wird allgemein so aufgefasst, dass sie entweder das konkrete Jagdobjekt oder die Große Mutter der Tiere und Menschen in ihrer bärigen Erscheinungsform als Schutzgeist der Wildtiere um das Einverständnis bitten, ein Wildtier erlegen zu dürfen. Sie wenden dazu eine Art Camouflage an, um nicht als Übeltäter erkannt zu werden; das erlegte Tier soll seinen Artgenossen nicht sagen können, wer ihm Übles zugefügt hat. Dieses offensichtliche schlechte Gewissen der Jäger sucht nach Entlastung. Der Totemismus (ein Clan sucht sich ein besonderes Tier als "Wappentier" aus, das unter keinen Umständen getötet werden darf) kann in dieser Perspektive als Entlastungsmanöver gesehen werden: Eine Art wird grundsätzlich verschont, dafür sind alle anderen Arten jagdbar, insofern sie von wirtschaftlichem oder kulinarischem Interesse sind und keine weiteren religiösen Gründe entgegenstehen. Alle jagdbaren Arten werden zu Objekten, während das Totem-Tier Subjekt bleibt. Das mag psychologisch konstruiert wirken, aber ähnliche Verhaltensmuster sind noch heute bei jedem guten Schäfer zu erkennen, der sich aus der anonymen Herde von 400 oder mehr Schafen einige wenige zu Lieblingstieren auswählt, die meistens sich dafür auch aktiv angeboten haben, indem sie z.B. weniger Zurückhaltung zeigten und um Leckereien bettelten.

Pastorale Parallelen

Diese Spaltung zwischen Favoriten und der weißen Masse der anderen Schafe entlastet von der Aussicht, einige Tiere aus der Herde schlachten zu müssen, um den Nachwuchs der Herde integrieren und versorgen zu können. Dieser Fetischismus kann noch weiter gehen, indem die Herde trotz der Existenz einiger weniger Lieblingstiere insgesamt stärker Objekt bleibt, wenn nämlich der Hütehund an ihrer Stelle als Subjekt betrachtet wird. Der Hund ist Gehilfe, er ist individuell aufgezogen in nächster Nähe seines Schäfers (vergleichbare Tiere sind/waren in der westlichen Landwirtschaft Pferd. Zugochse und Schwein), während die anderen Tiere als Masse in einer Herde mehr oder weniger undifferenziert, jedenfalls grundsätzlich qualitativ anders wahrgenommen wurden. Diese Unterschiede in der Behandlung von Haustieren können sich natürlich dort am intensivsten entfalten, wo viele verschiedene Haustierarten auf einem Bauernhof zusammenkommen. Einige dieser Arten erscheinen als Herde, die Schafe sowieso, aber auch, etwas weniger, die Rinder. Das hindert nicht, auch die Kühe oder Schafe mit Namen zu versehen, das ist aus züchte-

rischen Gründen unumgänglich, aber diese Namen sind selbst wieder ungleichgewichtig: Die Schäfer auf Korsika nennen ein Mutterschaf Josetta, seine Tochter Josetta und seine Enkelin ebenfalls Josetta, so wie bereits seine Mutter und Großmutter ebenfalls Josetta hießen (> III). Der scheinbar individuelle Name ist nur die matrilineare Beschriftung einer Zuchtlinie. Auch der Hofhund wurde mit einem Namen versehen, er wurde in der Eifel z.B. Roland genannt, und so hieß schon sein Vorgänger, und so wird sein Nachfolger heißen. Der Unterschied zwischen Schaf und Hund: Die ewige Gleichzeitigkeit der vielen Schafe und die zeitliche Einzigartigkeit des Hofhundes. Zwischen Hofhund und Hütehund ist in Europa ein Unterschied wie zwischen Lagerhund und Herdenschutzhund bei den iranischen Nomaden (Digard, 1969 b).

Der Hund ist ein enger Gefährte, der seinem Herrn überall hin folgt, selbst bei ihm zu Hause (Digard, 1989, 226).

Was bei angeblich hundefeindlichen Nomaden möglich ist mit dem Gefährten, das war im Paläolithikum offensichtlich auch kein Sakrileg: Sogar in das Allerheiligste der Grotte Chauvet folgt der Hund, darf er seinem Herrn folgen. Diese Sonderstellung des Hundes hat sich in der Eiszeit bereits entwickelt, wie ich zu Beginn des Kapitels 2.3 (> 87-8) darlegte: Der Hund wird zur Komponente im Jagdzauber als einem wesentlichen Teil des eiszeitlichen Schamanismus. Die Allianz zwischen dem Schamanen, der um Freigabe der Wildtiere bitten muss, bevor die Jagd eröffnet werden darf, und dem Hund, der - die Jäger führend - das zu jagende Wild aufspürt oder verletztes Wild findet, ohne es sehen zu können: Der Hund erscheint in diesem Zusammenhang fast wie das Alter Ego des Schamanen. Wir können annehmen, dass dem Leithund des Rudels, der den Jagderfolg mit dem Schamanen in Arbeitsteilung sichert - der eine spirituell, der andere realistisch als Spürhund -, zum Lohn nicht mehr ein Stück Eingeweide hingeworfen wird, sondern rituell überreicht wird: Der Hund wird verehrt und man macht ihm spezielle Geschenke - zuerst verehrt man den konkreten Hund, dann den Hund als Gattungswesen: Die Geburtstunde des Hundestammvaters der Menschheit hat geschlagen. Dem Hund dichtet man Leistungen an, er wird zum Kulturbringer, z.B. verdankt man ihm angeblich die Beherrschung des Feuers. Die Leistungen des Hundes erscheinen überhündisch - der Hund ist ein Fetisch geworden, dem man dankt, der aber auch das Gewissen entlastet.

Fetisch Hund als Entlaster des Gewissens?

Um dieses Motiv nachvollziehbar zu machen, muss ich einen kleinen, aber unumgänglichen Umweg machen und schon auf einige Ergebnisse verweisen, die erst in Band 2 erarbeitet werden. Das Motiv des treuen Hundes als Helfer und Schützer ist in Zentral- und Nordasien weit verbreitet: Schamanen und Geister der Yakuten haben Hunde als Diener (Hummel, 506). Auch der weiße Hund als Reittier des weißgekleideten und weißbärtigen Alten Vaters der Tibeter (> II) dürfte ursprünglich der Hund eines Schamanen gewesen sein. Die Tibeter behaupten, dieser Himmelshund sei mongolischer Herkunft, und benennen damit eine Kernregion schamanistischer Vorstellungswelt. Die im tibetischen Ritus zur Bannung böser Geister verwendeten Hundeschädel bezwecken die Vergegenwärtigung des Tiers: Das ist ureigenster schamanischer Glaube an die Bedeutung des Skeletts bzw. des Hundeschädels: Als eines der Teile des Hundes gilt der Schädel als fundamentale Lebensbedingung und reale Vergegenwärtigung des Hundes selbst. In den Schamanengeschichten der Yakuten wird von einem mythischen Volk erzählt, das auf Hunden reitet (Hummel, 506). Dieses mythische Volk sind die eigenen Ahnen. Die Verbindung der paläomentalen Vorstellung vom Hund als Stammvater eines Clans und als

Träger des Tod-Leben-Geheimnisses mit der schamanischen Vorstellung vom Himmel als höchstem Prinzip und Spender des Lebens ist auch in dem Bericht von der göttlichen Zeugung des Dschingis Khan durch den Himmel in Gestalt eines gelben Hundes erkennbar (Hummel, 507). Der Fetisch-Charakter des Hundes, wie er in diesem schnellen Überflug über Zeiten und Kontinente deutlich wurde, wird noch erkennbarer, wenn er in seiner äußeren Erscheinung einem bestimmten Wildtier ähneln soll, und dies ist in unserer Sphäre der Bär, zunächst der Höhlenbär, dann der Braunbär.

Dass in bestimmten Regionen zuerst Herdenschutzhunde und dann auch Hütehunde dem zentralen Wildtier, nicht dem zentralen Jagdobjekt, der Region ähnlich sein sollen, könnte sogar das ambivalente Verhältnis erklären, das die Hirten der Pyrenäen zum Bären unterhalten: Sie spalten zwischen dem Subjekt, als das ihnen der bärenähnliche Hund erscheint, und dem Jagdobjekt Bär.

So entlasten sie sich als Viehzüchter zusätzlich von dem schlechten Gewissen, das sie als frühere Jäger noch haben, den Bären über Gebühr zu bejagen, ja effektiv auszurotten. Ob hier eine Degeneration des Schamanismus zu erkennen ist? Immerhin ist der Schamane als Jagdberater für die Auswahl der zu bejagenden Tierarten zuständig, und die Jagd auf den Bären war rituell definiert im Zusammenhang mit dem Ende des Winters und dem Beginn des neuen Jahrs. Ein Rückfall ins katastrophische Jagdszenario würde eine Machteinbuße des Schamanen implizieren:

An attempt to forge a kinship bond with the animal world might have drawn sanctions prohibiting the killing of members of the species from which a given hunting band claimed its ideological and existential descent ... The shaman's friendships and interactions with some of the animal spirits ... afford a

support base from which he can enlist the spirits' interventions as patrons, helpers, or familiars. Such relationships and bonds could promote the development of totemic systems, reckoned as being derived from the animals linked to the shaman. Consequently, not only the shaman, but the entire entourage of his kinsmen came possibly to be associated with the animal spirit, eventually formulating their descent from such a mythical ancestor (Ripinsky-Naxon, 1993, 24-25).

Die Übertragung des Abstammungsglaubens vom Bären auf den Hund könnte in einigen, pastoral definierten Gesellschaften die Bejagung und Ausrottung des Bären erst erlaubt haben. Der Hund als Nachfolger des Bären: Bei den Ainu wie in einigen anderen schamanischen Gesellschaften sind Bär und Hund noch austauschbar - die Ainu erzählen einmal, dass sie abstammen von der Paarung eines Hundes mit einer Frau, ein ander Mal ist es ein Bär statt des Hundes - die schwankende Zuordnung der mythischen Stammvaterschaft zwischen Bär und Hund ermöglicht vielleicht die "Gefangenschaft" des Bärenjungen, seine dreijährige Aufzucht und seine zeremonielle Verzehrung.

Dies eingeschoben nur als Erläuterung, dass Hund und Bär sich in der Gruppenphantasie von Jäger-Kulturen jeweils substituieren können. Wem das zu fremd ist, der möge sich vor Augen halten, dass schamanische Gesellschaften - und davon sind wir nicht so weit entfernt, wie wir es uns vormachen -, zu ihren Jagdobjekten eine besondere Beziehung unterhalten: Denn alle Jäger-Kulturen

... leben in der Furcht, dass die Tiere, von ihren Artgenossen gewarnt vor der schlechten Behandlung durch die Menschen, sich nicht mehr erjagen lassen oder dass sie sich rächen an denen, von denen sie gejagt werden (Digard, 1989, 229).

Man schob die Verantwortung auf andere ab, indem man sich zur Jagd maskierte, um nicht identifiziert werden zu können. Man veranstaltete Versöhnungsfeiern zwischen Menschen und Tieren. Und man nahm einzelne Tiere zur Pflege an, Wolfswelpen etwa, deren Mutter man auf der Jagd getötet hatte.

Die Frauen des Clans übernehmen in amazonischen Indianerstämmen die Aufgabe, junge Wildtiere aufzuziehen (Digard, 1989, 229), so dass durch diese Arbeitsteilung die Männer ihrer Arbeit, der Jagd, unbelastet(er) weiter nachgehen können. Diese Entlastung könnte auch bei der Tötung von Bären funktionieren, wenn in dem gezähmten Wolf, jetzt bereits eindeutig Hund, ein Ersatzbär gesehen werden kann, der die Seele des Bären sicher geleitet zum Clan der Bärenseelen, wie wir dies bei den Nivkh sahen.

Man kann zweifeln, dass diese Strategie zur Entlastung des Jägergewissens gleich zu Beginn der Integration von Wildhunden eine Rolle spielte. Aber sie dürfte sich rasch eingestellt haben und neben den anderen Vorteilen, die der Hund auf verschiedensten Ebenen bot, die Integration weiterer Wildhundwelpen gefördert haben.

In diesem Sinn gehört die Zähmung wilder Tiere in der Tat zum Universum der Jagd; es ist jedenfalls kaum nachvollziehbar, welches Interesse solche Gesellschaften haben könnten an einer Domestikation in größerem Stil von Tieren, die mit als Nahrungsmittel tabuisiert sind (Digard, 1989, 229).

Die Dialektik der Nahrung

Nicht die potenzielle Nahrungsquelle Hund war das Motiv, sondern seine übermenschlichen Fähigkeiten: In der Tat wäre es schwierig, die Domestikation des Wolfs zum Hund zu erklären, wenn der Wolf das Hauptjagdobjekt gewesen wäre es hätte keine Wölfe gegeben, die dem Jagdlager immer näher gekommen wären, im Gegenteil: Die Fluchtdistanz wäre vergrößert worden. Und es wäre auch schwierig, die Domestikation des Hundes zu verstehen, wenn man ihn als alltägliche Nahrungsquelle verstehen wollte:

Dogs can also be used as a source of food by humans. While dogs that are bred specifically for human consumption seem to be a feature of agricultural societies, especially those which lack large domesticable ungulates, huntergatherer dogs can often serve as an emergency food source in times of food shortage. For example, dogs are used as food in times of famine by the Chukchee, Giljak, and Eskimo (Crabtree u.a., 101).

Crabtree u.a. schränken selber den Hund als selbstverständliches Nahrungsmittel auf Ackerbau-Kulturen mit wenig oder gar keiner Viehhaltung ein, und sie schränken noch weiter ein, wenn sie den Hund nur als Notnahrungsmittel für hungernde Jäger-Kulturen sehen. Das schließt aber nicht aus, dass er von Jäger-Kulturen gerade zu diesem Zweck der Notreserve gezähmt worden sein könnte, wie Crabtree u.a. meinen. Und diese Überlegung hindert ihn daher nicht an dem verwegenen Schluss:

If domestic dogs are, in fact, an early form of social storage for huntergatherers, this should be reflected in the archaeological record in two ways. First, we should expect to see widespread evidence for the domestic dog among Late Palaeolithic and Mesolithic hunter-gatherers, particularly those whose diets included a substantial meat and fish component. Second, we should find at least occasional evidence for the use of dogs as food in the form of butchery marks on dog bones (Crabtree u.a., 101).

Sicher wäre eine nicht flächen- und epochendeckende Verbreitung des Hundes bei Jäger-Kulturen der ausgehenden Eiszeit und der Übergangszeit ein Handicap für Crabtrees Überlegung, aber dass der Hund seiner Forderung nach weiter Verbreitung tatsächlich entspricht, ist auch noch kein Beweis für die Richtigkeit seiner These:

In der Europäischen Union gibt es 2003 ungefähr 26 Millionen Haushunde (rückläufig) und 25 Millionen Hauskatzen. Eine flächendeckende Verbreitung ist gegeben, der Schluss, diese Haustiere seien genereller Bestandteil der menschlichen Ernährung in diesem Raum, dürfte ein Fehlschluss sein allenfalls könnte man Hund und Katze in Notzeiten als Nahrungsersatz zulassen. Bleibt die zweite Erwartung, die Crabtree u.a. an die endpaläo- und mesolithischen Funde stellen: Sie erwarten eindeutige Spuren von Esswerkzeugen.

Dafür nennen Crabtree u.a. die Funde aus der Maglemose-Kultur im englischen StarCarr und in Dänemark. Dies ist aber nur eine einzige mesolithische Kultur - man dürfte doch auch jetzt einen flächen- und epochendeckenden Nachweis erwarten. Da aber stehlen sich Crabtree u.a. aus der Verpflichtung zur eigenen Argumentation und gleiten in eine einfache Aufzählung weiterer Haushundfundorte ab, ohne dass sie gleichzeitig für all diese zusätzlichen Funde Spuren von Esswerkzeugen nachweisen könnten. Auch ist das Vorhandensein solcher Spuren noch kein Beweis für den alltäglichen Nahrungsmittelstatus des Haushundes: Es kann sich sehr wohl um rituelles Verzehren gehandelt haben - was dann wohl darauf hinausliefe, dass ein solches Festessen wahrscheinlich nur einmal, jedenfalls selten im Jahr stattfand. Die Beweislage für die Crabtree-These vom Nahrungsmittelstatus des Haushundes ist also viel zu knapp, als dass man daraus

... a new model for the domestication of the dog ...

herstellen könnte, wie die Autoren 1987 im Titel ihres Artikels versprechen. Hauptmotiv zur Domestikation des Wolfs kann nicht gewesen sein, in Gestalt des Hundes eine erste wandelnde Speisekammer anzulegen, die regelmäßig - wie später Schaf- und Ziegenherden - in der Winterzeit geleert worden wäre - die Koryaken (> 330) "opferten" ihre Hunde in der schlimmsten Zeit des Winters bis zur Bestandsgefährung, verzehrten sie aber nicht. Gerade die Tabuisierung des Hunde- bzw. Wolfsfleischs wird die relativ hemmungslose Jagd auf die anderen Wildtierarten erst gestattet haben:

Schließlich können Zähmung und Jagd gesehen werden als zwei komplementäre Aspekte eines einzigen Phänomens: Die Aneignung von Tieren durch die menschliche Gesellschaft,

wie Digard (229-30) passend Erikson zitiert. Wenn also dem Hund nicht primär die Funktion einer Speisekammer zugeordnet werden kann, warum hat der Mensch ihn sich angeeignet? Um dem eiszeitlichen Menschen als Jagdgehilfe zu dienen? Gewiss. Und in Zeiten von Nahrungsengpässen als letztes Mittel zum Überleben? Auch. Aber nicht als alltägliches Nahrungsmittel auch in Zeiten normaler Jagdausbeute. Wir können tatsächlich annehmen, dass der erste Hund vielleicht geschlachtet wurde, als das Hauptjagdwild sich rar machte: Man zweifelte an der mentalen Kraft des Jagdanführers, des Schamanen, Und an den übermenschlichen Fähigkeiten des Leithundes. Also schlug man vor, den Anführer auszutauschen. Der menschliche Anführer spürt, dass man auf einen anderen schlägt, ihn aber meint. Vielleicht "opfert" er in dieser Situation sogar seinen besten Hund. Aber wir sollten seinen Sinn fürs Praktische und Bewährte nicht bezweifeln: Eher wird er zuerst einen weniger guten Hund töten, um den bewährten Gefährten zu retten. Wenn es zutrifft, dass Schamane und Hund parallelisiert wurden, dann wäre die Tötung des Leithundes die letzte Möglichkeit vor der Tötung des Scha-

manen selbst. Der wird also möglichst viele Stationen zwischen sich und den zu "opfernden" Hunden einbauen. Die Lehre aus diesen Engpässen führt vielleicht tatsächlich zu einer kleinen Vorratshaltung von Hunden für den nächsten Engpass, und die Negativ-Auslese der weniger zur Jagd geeigneten Hunde führt nebenher zu einer besseren, wenn auch immer noch passiven Zucht von Jagdhunden, wie bereits William Pferd (15) vermutete. Aber die Lehre aus Engpässen führt nicht zur Zucht von Fleischhunden. Wohl sieht man in jedem Hund ein potenzielles Fell, das man ihm aber erst nach seinem natürlichen Tod oder nach seiner "Opferung" über die Ohren zieht. Das Hundefell gibt nicht nur Wärme, es überträgt auch die übermenschlichen jagdlichen Fähigkeiten des Hundes, sodass der Anführer einer Gruppe und ihr Schamane sich mit der besonderen Bedeutung eines Hundefells aufladen, wie man heute einen Akku nachfüllt. So wird der Hund tatsächlich zu einem Jagdhund und zu einem Wach- und Schutzhund gegen natürliche und übernatürliche Feinde und zu einem Nahrungsund Kleidungsspender, aber den aus unserer Sicht irrationalen Aspekt sollte man nicht unter- und den praktischen Nutzen nicht überbewerten. Deshalb gehe ich, bevor ich weiter nach praktischen Motiven suche, zunächst mit Uerpmann (in: Harris, 229-31) von der Ähnlichkeit zwischen Mensch und Wolf in der Eiszeit aus, um auch damit die "Domestikation" des Wolfs zu erklären.

Wahlverwandtschaften zwischen Mensch und Hund

Besonders wichtig ist Uerpmann die Tatsache, dass Wolf und Mensch leicht miteinander kommunizieren können: Zeichen der Aggression, Furcht, Unterwerfung, Freude und andere Verhaltensweisen werden wechselseitig und unmittelbar verstanden. Wenn es dem Schamanen und jedem anderen eiszeitlichen Jäger wichtig ist, zu seiner zukünftigen Beute eine positive Re-

lation aufzubauen, wie ich mit Ingold darlegte, um das Jagdobjekt (gefahrlos für die eigene Seele) töten zu dürfen, dann musste diese positive Relation zwischen Wolf und Mensch aufgrund der kommunikativen Verhaltensähnlichkeiten - auch in der Jagdstrategie der beiden Spezies - vom eiszeitlichen Menschen als präexistent, ja als präetablierte Harmonie empfunden werden und die wechselseitige Annäherung als programmiert, zumal die Menschenähnlichkeit des Wolfs für die Eiszeitmenschen deutlich weniger riskant war als die des Bärs, die dafür wahrscheinlich intensiver empfunden wurde. Der Wolf, er weniger wegen schamanischer Neigungen als mehr wegen der ihn anlockenden Überreste, die die menschlichen Mammuth-Jäger übrig ließen - aber war da nicht ein Knochenritual mit anschließender Restitution des erlegten Tiers? -, reduzierte in Uerpmanns Szenario seine Scheu, da ihm das Überleben in der Nähe der eiszeitlichen Mammuth-Jäger Ost- und Zentraleuropas leichter gemacht wurde, und neben den Mammuthresten faszinierte den Wolf als einziges Wildtier das Feuer und die wärmende Asche, eine weitere Konvergenz zum Menschen. Der eiszeitliche Mensch und besonders der Schamane sah in dem sich anbietenden Wolf, der gerade kein Jagdobjekt und bei der Mammuthjagd auch kein Konkurrent war, ein Fenster zum Geist der Tiere. Das Ausprobieren immer wieder gelingender Kommunikation mit dem Wolf war für den Schamanen ein Training zur Kommunikation mit anderen Tierarten. Auch dieses Training ging so weit, dass Wolfswelpen aufgezogen und gezähmt wurden, ohne dass dabei ein domestikatorisches Ziel verfolgt worden wäre. In der schamanischen Nische lebten gezähmte Wölfe, abgetrennt von der übrigen Wolf-Population, und entwickelten bereits in der Eiszeit erste Haustierkennzeichen wie Zahnund Gebissanomalien sowie eine leichte Verringerung der Zahngröße. Eine züchterische Trennung zwischen gezähmten und wilden Wölfen fand aber noch nicht strikt und noch nicht dauerhaft statt, wie UerpNachwort Nachwort

mann meint (230). Das bedeutet, dass das Kategorienpaar Zahm/Wild sich noch nicht intensiv genug ausgebildet hatte und dass noch nicht praktische Motive in der Beschäftigung eiszeitlicher Menschen mit gezähmten Wölfen vorherrschten, die eine züchterische Bearbeitung erforderlich gemacht hätten. Alles, was vom gezähmten Wolf erwartet wurde, konnte er vermutlich ohne genetische Veränderung leisten. Dazu gehört sicher auch die alltagspraktische Nutzung des "Haustiers" als Wärmflasche zu Lebzeiten, die Verwertung seines Pelzes nach natürlichem oder - je nach kultureller Voreinstellung - unnatürlichem Tod und wohl auch, aber auch nur, in Notzeiten seine Nutzung als Nahrungsmittel. Es kommt nicht darauf an, in diesem eiszeitlichen "Haustier" des Menschen bereits den Hund zu erkennen, da er offensichtlich nicht als der Wildform entgegengesetzt empfunden wurde. Das aber hätte der Fall sein müssen, wenn ihn die eiszeitlichen Jäger bereits gezielt als Jagdgehilfen eingesetzt hätten. So entwickelte sich der Wolf zunächst ohne besonderes Zutun des Menschen zum Hund. der am Ende der Eiszeit zum alltagspraktischen Gefährten des Jägers "aufsteigt".

Vom Ende der Eiszeit zum Mesolithikum die Spezialisierung des Hundes

Bei zunehmender Bewaldung der einstigen offenen Steppen waren die ehedem so erfolgreichen Mammuthjäger zunehmend erfolglos, und sie mussten nun erst recht ihr im immer dichter werdenden Wald immer defizitärer werdendes Wahrnehmungssystem durch die übermenschlichen Fähigkeiten des Hundes vervollständigen: Spätestens im Mesolithikum tritt der Hund als alltagspraktischer Gehilfe bei der Jagd ein in die männliche Sphäre, in der er vorher bereits als schamanisches Geleittier respektiert war. Vielleicht sinkt er jetzt ab auf den Status eines Begleittiers schwacher Schamanen - wie Eliade dies von den sibirischen Yakuten erwähnt -, während die nicht durch Alltagsnutzen entzauberten Wildtiere weiterhin Geleittiere starker Schamanen sind. Der gesellschaftliche Abstieg aber kostet ihn in vielen Jägergesellschaften den Status der tabuisierten Speise, den er als schamanisches Tier weitgehend uneingeschränkt genossen hatte. Die Beziehungen zwischen Mensch und Hund veränderten sich qualitativ, und die genetische Isolierung zahmer von wilden Wölfen führt nun endgültig zum Hund, wie er in den mesolithischen Funden in Schweden, Dänemark und England und anderen Regionen der nördlichen Halbkugel nun als definitives Haustier nachweisbar ist (Uerpmann, in: Harris, 231). Als Hund wird er nun mehr und mehr zum züchterischen Objekt, das sich deshalb in seiner Paarungswahl kompromittieren kann, denn der Hund macht vor dem Inzest nicht halt:

... er verkörpert also die Überschreitung, sogar die Verkehrung der Norm. Das domestizierte Tier, das der Hund ist, unterscheidet sich also doppelt von den gezähmten Tieren. Das erklärt, dass der Verzehr des Erstgenannten, im Unterschied zu den Zweitgenannten, als erlaubt betrachtet wird von zahlreichen indianischen oder afrikanischen Gesellschaften. Mehr als von einem Gegensatz zwischen zähmenden und domestizierenden Gesellschaften, die grundsätzlich unterschieden sind, sollte man daher reden von einer internen Trennlinie in gewissen Gesellschaften zwischen einer Zähmung, die an die Jagd gebunden ist, und der Domestikation (Digard, 1989, 230).

Die Zähmung ist aber ebenso an die Jagd wie an den Schamanismus gebunden, und das wirkt sich nicht immer produktiv aus, denn im schamanischen Zusammenhang mussten all die Unwägbarkeiten der reinen Zähmung positiv erscheinen, während sie in

der jagdlichen Verwendung nur negativ sich auswirken konnten. Indem sich die Schere der jagdlichen und schamanischen Ansprüche an den Hund öffnet, da neue Waffentechnologien andere Jagdformen ermöglichen, die wiederum eine zunehmende Spezialisierung des Hundes auf bestimmte Jagdmethoden erzwingen, wird die Selektion auf unterschiedliche Jagdhundtypen eingeleitet. Dies dürfte zu einer Zucht größerer Jagdhunde neben den bereits mittelgroßen Jagdhunden geführt haben. Jetzt ist der Hund weniger der bewunderte Partner in der Jagd als eher das klug hergestellte und angewendete Werkzeug des Jägers. Auch wenn damit der Status als Objekt zunimmt, bedarf es noch der ausführlicheren Argumentation, wieso der Hund auch als Gehilfe des Jägers verstärkt zum Speiseobjekt werden kann, wie dies bei den nordamerikanischen Indianern zu beobachten war. Aber auch jetzt sollten wir keine alltägliche Verwendung des Hundes als Nahrungsmittel annehmen, eher ist von einer Funktion als Medium auszugehen (> Afrikanische Beispiele im 2. Band, und: Der Weiße Hund der Irokesen). Wird jetzt der Hund als Jagdhund von weniger Stämmen als mit übernatürlichen Fähigkeit begabt und von mehr Stämmen nur noch als spezielles Werkzeug gesehen, weil er bei der Jagd auf bestimmte Wildtiere eher als Hindernis denn als Helfer erfahren wird, sodass man ihn erst gar nicht mitnimmt, so birgt die rein jagdliche Degradierung zum Gerät auch Chancen: Neben der Selektion auf verschiedene Größenklassen für die Jagd im zunehmend dichter werden Wald nutzen die Frauen die größeren Hunde als Transporter von Hausrat und Holz. Die Männer setzen den Hund, wenn er ihnen als Jagdgehilfe nicht dient, auch als Spediteur ein, um das erlegte Wild ins Lager zu schaffen.

Vom Tragen zum Ziehen von Lasten mit einer Holzschleppe dürfte es nur ein kleiner Schritt gewesen sein, wie von der Holzschleppe zur ersten Vorform des späteren Schlittens in zirkumpolaren Gebieten.

Der Körperbau

Bereits im Paläolithikum muss man zwei klar getrennte Größenklassen von Hunden gezüchtet haben, und beide Klassen hatten mit höchster Wahrscheinlichkeit bereits klar unterschiedene Aufgabenbereiche. Im Mesolithikum nimmt die Spezialisierung des Hundes weiter zu und äußert sich immer deutlicher in einer immer intensiver werdenden Ausnutzung der Variabilität des Hundes. Spezielle Eigenschaften konnten bereits von einem Züchter allein über Generationen von Hunden fixiert werden zuerst durch strenge Selektion der Nachkommen und dann auch durch eine immer intensivere Auswahl der Paarungspartner:

Breeding for size, shape, and speed for the hunt would have been the primary focus of the early Mesolithic hunters (Pferd, 18).

Der ehemals paläolithische, nun mesolithische Jäger ist jetzt zum Züchter geworden, bevor er die neue Seite in der Geschichte der Menschheit überhaupt aufgeschlagen hat: Das Neolithikum. Er passt seine Hunde in dem Ausmaß an das jeweilige Biotop an, wie die sich selber daran anpassen. Aber er hilft auch nach: Wenn auch nicht so intensiv, wie man dies von den Inuit behauptet hat, so versuchen sie doch ab und an, den Wolf in ihre Schlittenhunde einzukreuzen, ist ihn doch aufgefallen, dass der Wolf keine Schweißdrüsen an den Füßen hat. Ihren Hunden wäre mit dem Verlust dieser Schweißdrüsen eindeutig geholfen. Aber das Zuchtziel ist nicht erreichbar. Außerdem dürfte ein Wolf oder wolfähnlicher Nachkomme aus einer Kreuzung zwischen Schlittenhund und Wolf als ausdauernder Traber der Ebene mit dem Rhythmus der als ausdauernde Galopper gebauten Schlittenhunde nicht harmoniert haben. Ähnliche Erfahrungen mit dem speziellen Körperbau ihrer Hunde werden andere mesolithische Züchter auch gemacht haben,



Ein New Guinea-Rüde - der Wildhund hat den klassischen Körperbau eines Galoppers, genauer: eines Sprinters und nicht eines ausdauernden Trabers (~ Wolf, Schakal, Koyote). In: Koler-Matznick, Fig. 1.

denn Urhunde wie der Dingo oder der New Guinea Singing Dog sind auffallend anders konstruiert als der angebliche Stammvater des Hundes, der Wolf. Während der Wolf von seinem Körperbau her ein klassischer Traber ist, sind die o.g. Urhunde als Galopper, und zwar als Sprinter gebaut: Ein etwas offeneres Buggelenk mit minimal längerem Oberarm als Schulterblatt, eine bereits deutlich gekrümmte Lende mit recht schräger Kruppe und ausgeprägter Hinterhandwinkelung - das ist der Bau eines typischen New Guinea Singing Dog. Man hat diese Formatunterschiede wie alle übrigen Differenzen immer vom Wolf her verstehen wollen und deshalb als Ergebnis künstlicher Selektion auffassen müssen (Koler-Matznick, 103). Nun kann man aber überall da beobachten, wo Hunde verwildern und in der Reproduktion sich selbst überlassen sind, dass sich auch nach vielen Generationen nicht der Körperbau des Wolfs einstellt, was man als angeblichen Atavismus doch erwarten dürfte. Gleichwohl homogenisiert sich der Körperbau verwilderter Hunde nach Generationen und pendelt sich bei einem Phänotyp ein, der nah an Dingo und New Guinea Singing Dog liegt. Wir müssen

also die morphologischen Veränderungen, die der mesolithische Züchter dem Ausgangstyp aufzwingt, als große züchterische Anstrengungen verstehen und würdigen. Der neolithische Züchter setzt diese Arbeit noch intensiver fort, indem er die Jagdhunde zwar kurzfristig vernachlässigt, dafür aber neue konstante Verhaltensmuster und Morphotypen schafft wie z.B. den Herdenschutzhund, den Hütehund, den Hofhund. Mit diesen neuen Hundetypen und -rassen setzen wir unsere kynosophische Zeitreise im 2. Band fort: Wir betrachten die Ackerbauer- und Viehzüchter-Kulturen vom Neolithikum an bis ins europäische Mittelalter, der letzten Epoche, in der die Paläomentalität noch prägende Kraft hatte.

Bilanz

Dieser 1. Band bietet hinreichende Evidenz für die These, dass in einer bestimmten Phase der technologischen wie bewusstseinsspezifischen Entwicklung der Menschheit in weiten Teilen Eurasiens und Amerikas eine Hundekultur etabliert war über mehrere Jahrtausende: Die Menschen definierten sich über den Hund. Das wird am deutlichsten in Amerika, wo uns die Paläomentalität bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts in relativ authentischem Zustand zugänglich war. Nur wenige Indianer-Stämme kamen ohne Hund aus - in Teilen Kaliforniens und v.a. im Regenwald Brasiliens, wo das Klima einen Wollhund oder Nackthund überflüssig machte, wo reichlicher Wild- und Pflanzenbestand die Nahrung in den Mund wachsen ließ und wo Flusssysteme einfachen Transport ermöglichten. Wo all das fehlte, wie bei den Inuit und den Plains-Indianern, da betrug der Hundebestand mindestens das Vierfache der Bevölkerung. Bei den Waldland-Indianern hatte jede Familie ein bis zwei Hunde. Ähnliche Verteilungsmuster sind in Eurasien zu erkennen, und da ich mich wegen des Kriteriums der Paläomentalität auf Asien NACHWORT 643

konzentriert habe, werde ich für Europa die paläomentale Fixiertheit auf den Hund im 2. Band rekonstruierend nachweisen. Was bedeutet die grundsätzliche Präsenz des Hundes in einer Familie, für deren Subsistenzstrategie der Hund unverzichtbar ist? Was bedeutet die körperliche Nähe des Hundes für die Sozialisation der Kinder? Und was für ein Potenzial erwächst aus dieser Sozialisation für die Gruppenphantasien, die mythenbildende Funktion haben werden?

Das Kind ist Vater des Hundes der Hund ist Vater des Kindes

Wenn Sozialwissenschaftler den Prozess der Sozialisation untersuchen, richten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Erfahrungen, die das Individuum in Familie und peer groups sammelt. Soziale Beziehungen innerhalb der Familie können als Muster dienen für andere soziale Beziehungen: Die Personen, mit denen ein heranwachsendes Kind intensivsten und intimsten Kontakt hat, werden seine Persönlichkeitsstruktur prägen - diese Erkenntnis wird kaum jemand grundsätzlich bezweifeln.

Aber welche Beziehungen in der Familie entscheiden am meisten über Art und Ergebnis der Sozialisation? In der Industriegesellschaft oder gar der post-industriellen Gesellschaft wird man auf diese Frage ganz andere Antworten geben als in einer Gesellschaft, in der Haustiere einen bedeutenden Teil des Lebensstils prägen und in der folglich diese Beziehungen zwischen den Menschen und ihren Haustieren zur Formung der Persönlichkeit eine Rolle spielen. Joel Savishinsky hat 1974 Ergebnisse seiner sozialwissenschaftlichen Forschungen bei den Hare-Indianern im Nordwesten Kanadas vorgelegt: Er hat untersucht, wie sich in den vierzehn Familien der Hare-Gemeinde am Colville Lake die Präsenz von ungefähr 230 Hunden auf die 75 Mitglieder der Gemeinde auswirkt. Jede dieser Familien hat mindestens ein Schlittenhundgespann, mit dem sie bis zu neun Monate im Jahr unterwegs ist, um sich von Jagen, Fischen und Sammeln zu ernähren. Jedes Mitglied der Familie steuert in diesem Zeitraum mindestens einmal das Gespann. Dass der Hund in der Ökonomie dieser Gesellschaft einen eminenten Rang einnimmt, das ist wohl evident: Das einzige Haustier der Hare ist eines ihrer häufigsten Gesprächsthemen. In anderen Bereichen der Hare-Familie spielt der Hund eine subtilere Rolle - im Ausdruck von Emotionen nehmen Hunde und Kinder eine Schlüsselstellung ein, sie sind Ventil und Vehikel für Emotionen der Erwachsenen, aber auch der Kinder, die einmal Erwachsene sein werden. Welpen und Kleinkinder sind - wen wundert's - das beste Ventil für Emotionen Erwachsener: Mit Welpen spielen Erwachsene aller Altersklassen wie Kinder, sie sind stolz auf ihre Welpen - man erinnere sich an die alte Nivkh-Frau, wie sie stolz einen Welpen in die Kamera hält (> 305). Die Erwachsenen geben den Welpen besonders gutes Futter, schützen sie vor schlechtem Wetter und sehen ihnen manche Torheit nach - bis zu einem gewissen Alter: Wenn Welpen fünf Monate und Kinder fünf Jahre alt sind, dann fängt der Ernst des Lebens an.

Nicht erst jetzt werden Welpen und Kinder weitgehend gleich behandelt - was oben über den Umgang Erwachsener mit jungen Hunden gesagt wurde, gilt gleichermaßen für ihre Kommunikation mit Kindern. Ab dem o.g. Alter fängt die "Domestikation" an, die der Kinder und die der Hunde. Die Hare machen das besonders trickreich, indem sie Hunde und Kinder zu wechselseitigen Instrumenten der Erziehung machen: Die einen sozialisieren die anderen und umgekehrt, ähnlich ist es bei den Nomaden Tibets (> II). Das Versorgen der Welpen wird den über fünf Jahre alten Kindern übertragen, die wiederum von älteren Kindern angeleitet und überwacht werden - und die psychosoziale Entwicklung von Kindern und Welpen zeigt zahlreiche Parallelen, wie Scott und Fuller bereits 1963 nachgewiesen haben. Kinder lernen den richtigen UmNACHWORT

gang mit Hunden durch Nachahmung der älteren Geschwister, der Eltern und anderer Mitglieder der Familie. Ihnen wird nicht viel erläutert, sie lernen by observing and doing. Sie lernen, wie man Hunde, die nicht gehorchen wollen, zurechtweist, sie machen aber auch Erfahrung mit den Zähnen der Welpen: Das sorgt für Respekt auf beiden Seiten. Die älteren Geschwister heuern die jüngeren an, wenns ums Füttern geht, wenn Holz oder Jagdbeute im Wald geholt werden muss mit Hundeschleppen, und wenn die Kinder acht oder neun Jahre alt sind, müssen sie diese Aufgaben schon allein mit den Hunden erledigen können. In diesem Alter schenken die Eltern ihnen einen eigenen Schlitten und eigenes Hundegeschirr - mit den heranwachsenden Welpen können sie schon mal üben; die Nivkh schenken ihren Kinder Kleingespanne mit zwei Hunden (> 297). Danach dürfen sie auch das Gespann der Eltern führen. Während die Junghunde als Vehikel der Kindererziehung genutzt werden, bringen die Kinder den sechs bis sieben Monate alten Junghunden ihre künftigen Aufgaben im Gespann bei. Bald werden die Junghunde zum ersten Mal in das Gespann der erwachsenen Hunde eingeschirrt.

Auch wenn sie schon oft spielerisch mit den Kindern diese Situation geübt haben - dieser Moment im Gespann der erwachsenen Hunde ist ein radikaler Einschnitt: Wie das Kind, so wird auch dem Hund nichts erläutert, er muss sich sofort in die neue Funktion fügen. Das kann lange dauern und schmerzhaft sein. Die Zuneigung der Menschen lässt jetzt spürbar nach - bei den Junghunden wie bei den Jugendlichen, bei den letztgenannten nicht so abrupt. Aber an die Stelle von Nachsichtigkeit tritt nun immer öfter die Disziplinierung, denn auch die Jugendlichen müssen wie die Hunde lernen, im Geschirr zu gehen, und begreifen, dass sie Teil eines Gespanns sind. Es gibt also eine ganze Reihe von Erfahrungen, die für Kinder wie Junghunde ziemlich gleich sind: Auch die Unterschiede, die Erwachsene in der Zuwendung machen zu Jungen und Mädchen, werden im Umgang mit den Hunden reproduziert. Das wird in den matriarchalen Phasen der menschlichen Bewusstseinsentwicklung für Jungen schmerzhaft und prägend bis zum Trauma gewesen sein, wie es nun in den patriarchalen Phasen die Mädchen erleben. Diese Gleichheit reicht aber nicht bis in die Reaktionen der Betroffenen hinein. Auch dürfte die Intensität der Zurücksetzung Mädchen gegenüber ganz andere Ausmaße angenommen haben von Vernachlässigung bis hin zu Kindstötung bzw. Kindsmord, wie Hurlbert 1962 bei den Hare beobachten konnte (in: Shavishinsky, 464). Die Präferenzen für Rüden oder Hündinnen in der Zusammensetzung der Hundegespanne geben daher Aufschluss über den Grad an Patri- bzw. Matriarchalität in der Bewusstseinsentwicklung. Seien es die Nivkh, die Hündinnen, seien es die Hare, die Rüden bevorzugen. Bei den Hare darf eine erwachsene Frau nicht über das Hundegeschirr steigen aus Sorge, die Hündin der Familie werde im Wurf ausschließlich weibliche Welpen haben (Shavishinsky, 464). Das macht deutlich, dass weibliche Hunde und Menschen gleichbewertet und -behandelt werden.

Diese Gleichsetzung von Mensch und Hund findet sich symmetrisch auf der männlichen Seite, wenn Hare-Männer behaupten, sie setzten vorzugsweise ihr Hundegespann aus Brüdern eines Wurfs zusammen, weil sie gut zusammenpassen und gut zusammenarbeiten. Hätten sie dies schlicht für Wurfgeschwister behauptet ohne Rücksicht aufs Geschlecht, könnte man der These eine gewisse Substanz zubilligen, da diese Hunde tatsächlich alle Phasen ihrer Entwicklung gleichzeitig durchlaufen haben. Das ist immerhin das Argument der Inuit (> 386). Heben die Hare aber auf die Brüderschaft der männlichen Wurfgeschwister ab, dann parallelisieren sie diese Rüden mit dem Kriegerbund ihrer eigenen Altersklasse. Was da als Blutsbrüderschaft funktioniert, wollen sie auf die Rüden übertragen. Sie projizie-

ren also ihr Modell sozialer Beziehungen zwischen Menschen auf ihre Hunde. Beiden Strategien - der Rüden-Strategie der Hare wie der Hündinnen-Strategie der Inuit aber ist gemein, dass sie auf die Wirksamkeit des Faktors Verwandtschaft abheben, wenn sie möglichst nur eng miteinander verwandte Hunde ins Gespann nehmen. Nivkh, die nur kastrierte Rüden einsetzen (> 340), sind eher mit den Hare zu vergleichen: Diese sind als Mitglied der Athabaskan-Sprachfamilie und desselben Haplotyps mit den Nivkh äußerst eng verwandt und dürften schon vor ihrer Trennung von den gemeinsamen Vorfahren dieselbe Rüden-Ideologie und somit die gleiche Phase des patriarchalen Bewusstseins gehabt haben. Während die Koryaken, die wie die meisten anderen Hundezüchter-Völker nur Hündinnen im Gespann einsetzen (> 340), mit den Inuit eine gemeinsame matriarchale Phase gemein haben, die aber bei den Inuit stärker ins Patriarchalische sich entwickelt hat. Dieser Aspekt der Verwandtschaft wird dann ausgedehnt auf die Paarungsstrategie, wie wir bei den Nivkh (> 310-16) sahen, die Inzest zwischen Bruder und Schwester auch bei den Hunden mit dem Tod ahnden. Hunde sind miteinander verwandt wie Menschen, für beide Gruppen gelten dieselben Tabus. Diese spezifische Gleichheit von Hund und Mensch lässt die Hunde tatsächlich als distinguished members of the human society erscheinen - präziser: Als members and extensions of the social system (Shavishinsky, 464). Deshalb erkennen die Menschen in ihren Hunden distinctive identies and personalities. Diese Individualität wird anerkannt und sinnfällig in der Namengebung - bis hin zur Wiedergeburt von Menschen wie Hunden:

... if one of the owner's favorite dogs has recently died, the deceased dog's name may be given to a newborn one which resembles the former (Sue, 296).

Da bei den Hare auch Kinder oft nach kürzlich Verstorbenen benannt werden, denen sie ähneln oder von denen die Mutter geträumt hat während ihrer Schwangerschaft, kann man sagen, dass diese Praxis der Reinkarnation durch Ähnlichkeit und Namengebung für Mensch und Hund gleichermaßen gilt - also auch im Ahnenkult werden Mensch und Hund parallelisiert, wie wir bereits an zahlreichen Beispielen sehen konnten - ich verweise in diesem Zusammenhang aber auch auf Band 2, weil der Zusammenhang zwischen den Ahnen und dem Hund in neolithischen Kulturen meist reduziert wird auf den Hund als Medium (Seelengeleiter) zwischen den Lebenden und den Verstorbenen, während der Hund in paläomentalen Kulturen eher mit den Ahnen gleichgesetzt wird, vermittelt über den Feuerkult bei den Ainu (> 162) und Saami (> 176) wie bei den Maya und Azteken (> II, 14). Hunden wird sogar der Name von erwachsenen Kindern übertragen, die die Eltern verlassen haben: Indem man gut für diesen Hund sorgt, hofft man, dass es dem Kind in der Ferne ebenso gut ergehen möge: Wir haben das an der Inuit-Frau Katsarsuk gesehen (> 384). Indem der Hund so eingegliedert wird in die Familie als Verwandter und indem Kinder in diesem von der Allgegenwart des Hundes imprägnierten sozialen Rahmen aufwachsen, wird das Kind, das den Welpen aufzieht, zum Vater des Hundes. Der Hund aber ist der beste Freund dieser Menschen, ohne ihn könnten sie so nicht existieren. Die Verquickung des Hundes nicht nur mit den jetzt lebenden Menschen, sondern auch mit ihren Ahnen, lässt den Hund selbst als Ahnen der Menschen erscheinen. Wie wirkt sich dieser Sozialisationsfaktor Hund zuerst in der Phantasie des Individuums und dann in der Mythologie des Kollektivs aus? Statt einer konkreten Antwort auf diese Frage erinnern wir uns nur an die Erinnerung der Inuit-Frau Rose Iqallijuq (> 391), die als Ungeborenes im Mutterleib von einem Hund ernährt wird... und erfreuen uns zum Schluss wie zu Beginn an einem wie immer unvollkommenen Syllogismus:



Ein Indianerkind mit Welpen - ein Sinnbild der Paläomentalität. In: Pferd, 182.

Das Kind ist der Vater des Hundes. Der Hund ist der Vater des Kindes. Der Hund ist der Stammvater der Menschen.